

Eine Begrenzung der Zuwanderung
nützt der Umwelt nichts. Dafür bringt
sie Schweizer Firmen in Gefahr.

Seite
6

WENN NATURSCHUTZ SCHADET

PHOTO: KEYSTONE

ANZEIGE



Caspar Wolf

und die ästhetische
Eroberung der Natur

19.10.2014 – 1.2.2015

kunstmuseum basel

INHALT

3

Charles Lewinsky

FOTO: ALEXANDER PREOBJAJENSKI



Der Erfolgsautor über Erinnerungen, die Geschichtsschreibung der Sieger und die Schweiz, die nach Jahren der Langeweile nicht für interessante Zeiten bereit ist.

Seite
18

Philippinen

FOTO: LIVIO MARC STÖCKLI



Die Folgen des Taifuns Haiyan wühlen die Betroffenen bis heute auf.

Seite
28

Kunstverein Basel

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Mit einem Fest zum 175-Jahr-Jubiläum empfiehlt sich der Verein der Stadt.

Seite
38

25 Jahre Mauerfall

Gregor Gysi über die Versäumnisse bei der Wiedervereinigung Deutschlands.

Seite
30

Silvia Boss
Bestattungen
Kulturflash
Sie, er, es
Impressum
Kultwerk
Wochenendlich
Zeitmaschine

S. 4
S. 20
S. 41
S. 43
S. 43
S. 44
S. 45
S. 46

ANZEIGE

SONDERAUSSTELLUNG 24.10.2014 – 26.4.2015
NATURHISTORISCHES MUSEUM BASEL

PARASITEN
LIFE UNDERCOVER

naturhistorisches
museum archive
des lebens





Dani Winter
Redaktionsleiter

Die Angst vor dem Bauchentscheid

Am letzten Tag des Monats November schlägt die Stunde der Wahrheit. Wird sich die Schweiz weiter abschotten von der Welt? Die Umfragen deuten bislang nicht auf ein Ja zur Ecopop-Initiative hin. Aber das war vor der Abstimmung zur Masseneinwanderungs-Initiative nicht anders. Auszuschliessen, das weiss man seit dem 9. Februar, ist ein Ja auch diesmal nicht.

Klar ist: Mit rationalen Argumenten ist dem Bauchgefühl, aus dem eine Annahme resultieren könnte, nicht beizukommen. Der Verstand würde Problemen wie der Zersiedelung mit einer konsequenten Raum- und Siedlungsplanung begegnen. Der Bauch sagt: «Das Boot ist voll!» Das waren die Worte, die ein Mitglied der Baselbieter SVP in die «IO vor IO»-Kamera geiferte, nachdem seine Sektion entgegen der Losung der nationalen Partei die Ja-Parole zu Ecopop beschlossen hatte.

Was die Ecopop-Initianten bewahren wollen, ist weniger die Natur als das, was sie unter Heimat verstehen. Das hat viel mit Erinnerung zu tun. Mit der Erinnerung an die Schweiz, wie sie einmal war: beschaulich, behäbig. Jeder kannte jeden, und jeder hat den anderen verstanden.

Das Problem dabei ist, dass wir die Vergangenheit gerne verklären. «Wir erinnern uns, wie wir uns erinnern wollen», sagt der Schweizer Schriftsteller Charles Lewinsky. Deshalb erinnern wir uns lieber an grüne Wiesen als an die grauenhafte Spiessigkeit der Schweiz von früher. Und deshalb erinnert sich der Baselbieter SV-Pler offenbar nicht daran, woher der Ausspruch «Das Boot ist voll!» stammt.

Apropos Erinnerung: Dieser Tage jährt sich der Fall der Berliner Mauer zum 25. Mal. Für uns blickt Gregor Gysi zurück auf den 9. November 1989. Der Vorsitzende der Linksfraktion und Oppositionsführer im Deutschen Bundestag wird künftig regelmässig für die TagesWoche schreiben. Herzlich willkommen!

tageswoche.ch/+7drh9

Weiterlesen, S. 6



In den Fängen der
Heimatschützer,
tageswoche.ch/
+qi48m

Weiterlesen, S. 18



Charles Lewinsky
im Interview,
tageswoche.ch/
+5ohlj

Weiterlesen S. 30



Gregor Gysi zur
Wiedervereinigung,
tageswoche.ch/
+i77lg

Silvia Boss

von Naomi Gregoris

In ihrem Atelier am Blumenrain hantiert Silvia Boss mit Mäuseknochen und Elefantenhaut – und macht daraus einzigartige Bilderrahmen.

In der Werkstatt von Silvia Boss steht die Zeit still. Computer und Smartphones sucht man hier vergebens. Stattdessen erwartet den Besucher ein Raum so faszinierend wie ein barockes Kuriositätenkabinett: Geheimnisvolle Tinkturen stehen auf wackeligen Regalen, an den dunkelgelb gekachelten Wänden baumeln merkwürdige Werkzeuge neben farbigen Drucken, vergoldete Schweineköpfe aus Pappmaché liegen auf dem Werk-tisch und aus der oberen Zimmerecke lacht ein Totenkopf von der Wand. «Ach, der ist doch bloss aus Plastik!», sagt Silvia Boss und lacht. Man ist fast ein wenig enttäuscht.

«Ich habe so viele Ideen, dass ich mir manchmal auf die Finger klopfen und sagen muss: Fertig jetzt!»

Silvia Boss ist Rahmenmacherin. Seit 16 Jahren hat sie ihr Atelier am Blumenrain, ein kleiner Laden mit Werkstatt im Untergeschoss. Im Schaufenster halten zwei ausgestopfte Hermeline ihr Namensschild, im Regal stehen exzentrische Glasfiguren und neben den zahlreichen kunstvollen Rahmen hängt ein Gorilla mit versilberter Schnauze. Sofort ist klar: Hier ist keine gewöhnliche Rahmenmacherin zu Hause.

Da kann Silvia Boss nur zustimmen. Sie hantiert nicht allein mit Holz und Winkel, sondern ebenso mit Materialien, die man nicht unbedingt in einem Rahmen erwarten würde. Dazu gehören Mäuseknochen, Elefantenhaut oder die alte Tapete des Seidenhofs nebenan, die die quirlige Baslerin eigenhändig runterriss, um sie in einem Rahmen zu verarbeiten. «Ich arbeite mit allem, was mir in die Finger kommt», meint sie und die dunkeln Augen blitzen vergnügt. «Ich habe so viele Ideen, dass ich mir manchmal auf die Finger klopfen und sagen muss: Fertig jetzt!» Die Bilder- und Spiegelrahmen, die so entstehen, sind Unikate. Nicht umsonst steht über dem Laden «Rahmenkunst».

Dabei ist Silvia Boss eher durch Zufall zum Rahmenmachen gekommen: Mit



Ein Facelifting für einen Engel: Rahmenkünstlerin Silvia Boss bei der Arbeit in ihrem Atelier am Blumenrain.

FOTO: NILS FISCH

dreissig beschloss sie, einen «richtigen Beruf» zu erlernen und hörte sich nach Lehrstellen um. Sie war viel gereist, hatte auf der Alp und in Taxizentralen gearbeitet, Kinos geputzt und eine Familie gegründet. «Auf der Gasse» erfuhr sie, dass «Altmeister» Christoph Jäggi im Gellert Lehrlinge ausbildete. Boss ging hin, stellte sich vor und wurde sofort zur Lehre angestellt.

Es folgten zehn Jahre Wohnen und Arbeiten in der Alemannengasse, bis sie am Blumenrain ein leerstehendes Lokal mit der Anschrift «Boss» sah. «Da war klar, dass ich umziehen musste», scherzt sie.

Sie zügelte ihre Arbeitsutensilien an den Blumenrain und arbeitet seither hier, zurzeit zusammen mit ihrer elften Lehrtochter, eine von insgesamt 18 Jugendlichen, die in der Schweiz eine Ausbildung zum Rah-

menmacher (offizielle Bezeichnung «Vergolder») machen. Zu Hause ist Boss jedoch auf dem Land, in Lauwil, wo sie nach der Alemannengasse hinzog. «Da habe ich ein lichtdurchflutetes Atelier mit Katzen, die zu Besuch kommen, Obstbäumen und sterneichen Nächten – das macht mich wahnsinnig glücklich.»

Ost und West im Rahmen vereint

Ebenso glücklich macht Silvia Boss das Reisen: Zweimal war sie mit einer Freundin für längere Zeit in China und deckte sich auf den zahlreichen Märkten mit Material ein. Zweimal schickte sie ein Paket nach Hause, den Rest brachte sie selber zurück nach Basel: Alte Schriftrollen, Tierfiguren, Reisepapier, Münzen und vieles mehr. Diese Materialien vereinte sie mit ihren üblichen

Werkstoffen. Daraus entstanden 60 eindrucksvolle Unikate, 60 Spiegelrahmen, die Ost und West vereinen, wie die Rahmenkünstlerin sagt.

Nun sind die Rahmen in der Jugendstil Art Deco Galerie ausgestellt. Die Vernissage findet diesen Freitag, 16 bis 20 Uhr, statt. Auf der Einladung steht gross: «Der kreative Geist spielt mit den Objekten, die er liebt.» Nach diesem Besuch in Silvia Boss' Kuriositätenkabinett steht fest: Die Worte von C.G. Jung sind der perfekte Rahmen für diese ausserordentliche Künstlerin.

tageswoche.ch/+psx9h

×

Jugendstil Art Deco Galerie, Spalenvorstadt 25. Die Ausstellung dauert bis am 7. Dezember. Öffnungszeiten: Mi–Fr von 16 bis 20 Uhr, Sa–So von 10 bis 14 Uhr.

Zuwanderung

IN DEN FÄNGEN DER HEIMAT





SCHÜTZER

Von Jeremias Schulthess und
Reto Aschwanden

Immer mehr Menschen in der Schweiz bangen um ihre Heimat. Es ist ein diffuses Gefühl des Ausgeliefertseins. Eine Angst vor Verlust der Selbstbestimmung, Verlust des Wohlstands. Politische Vorstösse, die versprechen, die «schöne Schweiz» zu schützen und zu bewahren, haben derzeit gute Chancen, Mehrheiten zu finden. Besonders dann, wenn sie einen Sündenbock präsentieren, den man mit seinem Votum an der Urne abwehren und aussperren kann.

Das Land wird immer weiter zubetoniert und trotzdem gibt es in der Stadt wenig freie Wohnungen. Wer «Dichtestress» erleben will, muss sich nur zur Rushhour auf die Passerelle im Bahnhof SBB begeben.

Ein Zeichen setzen

Vor diesem Hintergrund stimmten viele für die Masseneinwanderungs-Initiative. Das gleiche Gefühl wird auch der Ecopop-Initiative Stimmen bringen. Das Votum gegen die Einwanderung lautet: «Jetzt reicht's!» Sie wollen ein Zeichen setzen gegen das fortwährende Wachstum.

Es fliessen verschiedene Strömungen zusammen: Fremdenfeindlichkeit, Umweltschutz und Wachstumskritik finden in der Initiative einen gemeinsamen Nenner. Überfordert von der Komplexität der Welt, wenden sie sich ab von ihr. Das hat im Moment der Stimtabgabe befreiende Wirkung, führt in der Folge aber zu neuen Problemen und Sachzwängen.

Denn die vermeintliche Lösung schadet oft mehr, als sie nützt. Die Wirtschaft und gerade kleinere Unternehmen leiden unter der Annahme der Masseneinwanderungs-Initiative.

Wer damals Ja sagte, wollte damit bestimmt nicht das Geschäft der Bühmann Laboratories in Schönenbuch sabotieren (siehe Seite 8). Doch genau das gehört zu den Folgen von politischen Entscheiden, die aus Angst oder Frust gefällt werden, statt nach sachlichem Abwägen mit klarem Verstand.

Wir diskutieren, wie viele Menschen die Schweiz fassen kann und ob eine Beschränkung der Zuwanderung Wohlstand und Landschaft bewahren kann (siehe Interview Seite 10). Doch Lebensqualität lässt sich nicht hinter Schutzwällen erhalten. Der Gang der Dinge macht nicht vor Grenzen halt.

Eigentlich sollte es gerade den Naturschützern von Ecopop einleuchten: Den Lauf der Welt kann das Schweizer Stimmvolk so wenig steuern wie den Flug der Zugvögel. Der Mensch spannt Netze und will so in die Natur eingreifen. Die Zugvögel fliegen jedoch nicht einfach blind in die Falle, sondern finden neue Routen, um ihrer Freiheit zu folgen.

Eine Firma in Schönenbuch bangt um ihr Sortiment. Das Volk hat sie von ihren Forschern im Ausland abgekoppelt.

Wenn das Netzwerk reisst



von Matthias Opplinger

Einen Weltmarktführer stellt man sich anders vor. Unpräzise als bei der Bühlmann Laboratories AG könnte ein Hauptsitz kaum aussehen: Ein schmuckloser Gewerbebau an der Hauptstrasse in Schönenbuch, die Kunst ist hausgemacht, in einer Vitrine steht eine Auswahl der Produkte, der Chef holt uns persönlich am Eingang ab. Unternehmen wie Bühlmann sind gemeint, wenn regionale Politiker und Wirtschaftsförderer von «exzellenten und innovativen» Life Sciences sprechen.

Mit rund 50 Mitarbeitern entwickelt und produziert Bühlmann hier Diagnostika für den medizinischen Gebrauch. «Mit unseren Diagnostika suchen wir in Körperflüssigkeiten nach Merkmalen, die auf bestimmte Krankheiten hinweisen können», erklärt Thomas Hafen, CEO bei Bühlmann.

Wenn Patienten beispielsweise bei ihrem Hausarzt eine Blut- oder Stuhlprobe abgeben, ist je nach Krankheitsbild die Wahrscheinlichkeit gross, dass im Labor ein Bühlmann-Test zum Einsatz kommt. «In unserer Nische besetzen wir jeweils einen Marktanteil von zwischen 60 und 80 Prozent.» Das Unternehmen – es befindet sich seit 40 Jahren vollständig im Besitz des Gründers Roland Bühlmann – erzielt damit Umsätze im unteren zweistelligen Millionenbereich.

Abgekoppelt von der Förderquelle

Seit etwa einem halben Jahr beschäftigt sich Thomas Hafen jedoch mit Politik statt mit Absatzzahlen und Produktinnovationen. An einer Branchentagung Mitte Oktober sprach Hafen vor Kollegen aus Wirtschaft und Wissenschaft darüber, wie sein Unternehmen seit dem 9. Februar 2014 unter den Folgen der Masseneinwanderungs-Initiative leide. Mit roter Krawatte und zunehmend rotem Kopf erklärte er die Folgen der Abstimmung. Dafür musste er etwas ausholen.

Direkt nach der Annahme dieser Initiative sah sich der Bundesrat gezwungen, die laufenden Verhandlungen mit der EU über die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien auszusetzen. Eine Reaktion erfolgte umgehend: Die EU hat die Schweiz aus dem europäischen Forschungsrahmenprogramm Horizon 2020 (H2020) ausgeschlossen. Mit diesem Programm werden Wissenschaft und Industrie in Europa gezielt gefördert. Plötzlich war die Schweiz Aussenseiter. Ausgerechnet das Land, welches im Vorgängerprogramm zu H2020 zu den erfolgreichsten gehörte und durchschnittlich jeden vierten Projektvorschlag realisieren konnte. Die EU-Programme gelten heute hierzulande als wichtigste Förderquelle, direkt nach dem Schweizerischen Nationalfonds.

Für Hafen und seine Firma war dieser Entscheid schwerwiegend. Als forschungsorientiertes Unternehmen ist Bühlmann auf die Zusammenarbeit mit Hochschulen im In- und Ausland angewiesen. «Jedes einzelne unserer Produkte ist aus einer

Kooperation mit der Wissenschaft entstanden», sagt Hafen. Da es sich bei den diagnostischen Tests aus Schönenbuch um hochspezifische Produkte handelt, ist das Wissen dafür oft in der Schweiz gar nicht vorhanden. «Benötigen wir für einen Bluttest einen ganz bestimmten Biomarker (eine Substanz, die beispielsweise mit einem Krankheitserreger reagiert), kann es sein, dass weltweit nur eine Handvoll Forscher sich damit auskennt.»

Bleibt Bühlmann also der Zugang zu internationalen Forschernetzwerken verwehrt, ist das Unternehmen wirtschaftlich empfindlich getroffen.

Ausgerechnet von einem Teilprogramm von Horizon 2020, das sich an KMU wie Bühlmann richtet, bleibt die Schweiz ausgeschlossen.

Zwar gelang es den Diplomaten in Bern, der Schweiz zumindest einen vorübergehenden Zugang zu H2020 zu sichern. Landesweit atmeten Hochschulprofessoren erleichtert auf, konnten sie doch wieder ihre Forschungsprojekte einreichen. Diese sogenannte Teilassoziierung löst Hafens Probleme jedoch mitnichten, denn sie umfasst nicht alle Teile von H2020.

Ausgerechnet von einem Teilprogramm, das sich explizit an forschungsorientierte KMU wie Bühlmann richtet, bleibt die Schweiz weiterhin ausgeschlossen. «Dieses Teilprogramm macht einen so kleinen Teil des gesamten Forschungsetats aus, dass es bei den Verhandlungen wohl einfach vergessen ging», sagt Hafen. Sprich: Die Hochschulforschung ist ihre Sorgen vorübergehend los, doch die Industrie bleibt ausen vor. Hört Hafen Politiker über die Teilassoziierung jubeln, fühlt er sich nicht ernst genommen. «Es heisst, mit der Teilassoziierung seien 98 Prozent der Forschungsprogramme wieder zugänglich. Das klingt so, als gäbe es keine Probleme mehr.» Doch für Bühlmann geht es ans Eingemachte.

Um die Tragweite dieser Probleme zu verstehen, muss noch einmal ausgeholt werden.

Die EU ist aktuell daran, die Zulassungsbestimmungen für Medizinprodukte und Diagnostika zu verschärfen. Vorausichtlich ab 2016 wird Bühlmann seine Tests nicht mehr nur einer technischen Prüfung unterziehen, sondern auch noch deren klinische Wirksamkeit belegen müssen. Das Unternehmen macht etwa die Hälfte des Umsatzes in der EU, ist also auf die dortige Marktzulassungen seiner Produkte angewiesen.

Für diese sogenannte klinische Validierung sind echte Patienten nötig. Also muss Bühlmann mit Kliniken zusammenarbeiten. Solche Studien sind aufwendig und

teuer. Wird ein Produkt von Grund auf neu entwickelt, macht die technische oder wissenschaftliche Innovation nur etwa 30 Prozent der Kosten aus. Die restlichen 70 Prozent fallen bei der Dokumentation an. Etwa durch eine solche klinische Validierung, wie CEO Hafen erklärt.

Bei den jüngeren Produktentwicklungen hat Bühlmann diese Verschärfungen bereits berücksichtigt und die klinische Validierung von Beginn an budgetiert. Problematisch sind die älteren Produkte, denn auch sie sind von den neuen EU-Regeln betroffen. «Wir müssen auch Produkte, die wir seit 20 Jahren erfolgreich vertreiben und die im klinischen Alltag zum Einsatz kommen, nachträglich validieren lassen», sagt Hafen. Und genau hier würde dieses Teilprogramm von H2020 einspringen. Bühlmann könnte sich bei der nachträglichen Validierung ihrer Produkte von H2020 unterstützen lassen – wenn die Schweiz mitmachen dürfte.

Heute würden von den knapp 30 Produkten, die das Sortiment von Bühlmann umfasst, fünf den verschärften Zulassungsbestimmungen entsprechen. Das heisst umgekehrt, dass mehr als 80 Prozent des Sortimentes ab 2016 in der EU nicht mehr verkauft werden dürfen. Aus eigener Kraft könnte Bühlmann nur gerade die wichtigsten, einträglichsten Produkte selber validieren. «Ohne den Zugang zum H2020-Programm müssen wir bald wohl etwa die Hälfte unserer Produkte vom europäischen Markt nehmen», sagt Hafen. Zwar sei das Unternehmen dadurch nicht existenziell bedroht, aber der Substanzverlust wäre erheblich. Ausserdem würden diese Produkte im klinischen Alltag, letztlich also den Patienten, fehlen. «Es wäre bedauerlich, wenn wir ohne Not unser Sortiment verkleinern müssten.»

Dabei geht es Hafen weniger um die Fördergelder als um den Zugang zu den wissenschaftlichen Netzwerken und spezialisierten Kliniken. «Wir würden auch auf das Geld verzichten, wenn wir dafür beim Programm mitmachen dürften.»

Abgekoppelt vom EU-Markt

Seit dem 9. Februar zerbrechen sich Hafen und seine Kollegen bei Bühlmann den Kopf darüber, wie sie mit dieser Situation umgehen sollen. Darüber, wie sie ihre Produkte auch ohne H2020 validieren könnten. Darüber, wie es wäre, die Forschungsabteilung beispielsweise nach Holland auszulagern. Darüber auch, wer ihnen dabei helfen könnte, das Ausmass ihres Problems zu begreifen. Bereits heute überlegt sich Hafen genau, ob er gewisse Stellen in der Schweiz schafft, oder ob er nicht bei einer Tochterfirma oder einem Zulieferer im Ausland ein Büro zumietet.

Denn wirklich weiterhelfen konnte Hafen bis jetzt noch niemand. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) beim Bund nicht, das Basler Regionalbüro von H2020 nicht und die Wirtschaftsförderung Basel ebensowenig. «Egal wo ich mit meinen Fragen vorstellig geworden bin, Ant-

worten habe ich nicht bekommen.» Das Regelwerk von H2020 ist derart komplex, dass Hafen bis heute von keiner offiziellen Stelle eine Erklärung dafür erhielt, weshalb sein Unternehmen keinen Zugang zu H2020 mehr hat.

Ratloser Wirtschaftsförderer

Umso erstaunlicher ist, was der Baselbieter Wirtschaftsförderer und SVP-Nationalrat Thomas de Courten auf Anfrage sagt: «Ich kenne den Fall und war der Auffassung, dass sich das Problem mit der Teilassoziierung erledigt hat.» Falls dem nicht so sei, müsse er beim entsprechenden Departement nochmals nachhaken. De Courten hat sich damals für die Masseneinwanderungs-Initiative stark gemacht, gegen erheblichen Widerstand aus der Wirtschaft.

Obwohl Unternehmen wie Bühlmann unter den Folgen leiden, sieht de Courten das Problem nicht bei dieser Initiative. «Ich bin überzeugt, die Masseneinwanderungs-Initiative ist wirtschaftsverträglich umsetzbar.» Seiner Meinung nach ist die EU schuld daran, wenn Bühlmann nun um ihr Sortiment bangen muss. «Die EU hat die Zusammenarbeit in diesem Forschungsprogramm in einer ersten Überreaktion sistiert, obwohl kein unmittelbarer Zusammenhang mit der Personenfreizügigkeit besteht.» Wie die Teilassoziierung zeige, habe die EU diese Haltung jedoch wieder relativiert.

CEO Hafen überlegt genau, ob er Stellen in der Schweiz schafft oder im Ausland ein Büro zumietet.

De Courten's Ratskollege Eric Nussbaumer (SP) hat vor wenigen Tagen in der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates einen Vorstoss eingereicht. Die Forderung: Der Bund soll wieder eine Vollassoziierung der Schweiz bei H2020 anstreben. «Nur damit können wir die Schweiz als weltweiten Standort für Spitzenforschung erhalten.»

Gleich klingt es aus der Mitte. Die CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider sagt: «Die Teilassoziierung deckt nicht alle Fälle ab, sie ist keine Lösung.» Nun werde ersichtlich, wie weitreichend die Folgen der Masseneinwanderungs-Initiative seien. «Soweit haben die Befürworter damals wohl nicht gedacht.»

Die Masseneinwanderungs-Initiative stellte in der komplexen Mechanik der bilateralen Zusammenarbeit ein grosses Zahnrad dar, konservative Politiker drehten mit grosser Inbrunst daran. Was sie damit auslösten, ganz unten bei den kleinen Zahnradern, bei den KMU, auf die sie so stolz sind, daran dachten sie nicht. Und nun will Ecopop die Zuwanderung noch weiter beschränken.

tageswoche.ch/+ledkf

×



Ecopop

Den Initianten der Ecopop-Initiative gehe es nicht um die Natur, sondern um den Erhalt eines «kitschigen» Heimatbildes, sagt der Ethiker Markus Huppenbauer.



«Ecopop-Initianten sind Heimatschützer»

von Jeremias Schulthess

Das Thema der Ecopop-Initianten sei der Verlust der Schweiz als einer vertrauten Heimat, sagt der Zürcher Umweltethiker Markus Huppenbauer. Das Instrument, mit dem dieser Heimatschutz umgesetzt werden soll, müsse als fremden- und wirtschaftsfeindlich kritisiert werden.

Gleichzeitig warnt der Ethikprofessor der Uni Zürich davor, die Ängste und Heimatschutzanliegen der Bevölkerung zu bagatellisieren. Dies scheine «die politische Elite unseres Landes nicht zu verstehen».

Herr Huppenbauer, leben zu viele Menschen in der Schweiz?

Markus Huppenbauer: Nein, das denke ich nicht. Ich wüsste nicht, wie wir das objektiv messen sollten. Die Schweiz hat eine kleinere Bevölkerungsdichte als beispielsweise Deutschland.

Unter anderem deshalb, weil wir unbewohnbare Alpen haben.

Das ist so. Trotzdem sind die beiden Länder vergleichbar und auch in Deutschland gibt es weite, unbewohnte Flächen. Hingegen leben die Menschen in Nordrhein-Westfalen sehr dicht – zirka 500 Personen pro Quadratkilometer, in der Schweiz sind es knapp 200. So gesehen

kann man nicht sagen, dass zu viele Menschen in der Schweiz leben. Es ist vielmehr so, dass grosse Teile der Bevölkerung den Eindruck haben, es gebe zu viele Leute. Das ist kein ökologisches Problem, sondern ein Wahrnehmungsphänomen.

Gibt es denn eine Grenze, wie viele Menschen auf einer bestimmten Fläche leben können?

Interessant ist doch: Warum fragen wir, ob zu viele Menschen auf einem bestimmten Territorium leben? Selbstverständlich sind die natürlichen Grundlagen, auf die wir zum Leben angewiesen sind, begrenzt. Darum sollten wir sorgfältig mit ihnen umgehen. Es ist aber schwierig, eine Grenze

festzulegen. Bevölkerungsgrösse und Bedrohung der natürlichen Lebensgrundlagen hängen von vielen Faktoren ab. Zum Beispiel fahren nicht alle Menschen ein Auto – manche wollen keines, andere können es sich nicht leisten. Es geht also um die Frage: Welche Bedürfnisse, Werte und ökonomischen Möglichkeiten haben die Menschen? Nutzen sie die Ressourcen effizient? Gelingt es ihnen, aufgrund technologischer Innovationen neue Ressourcen zu erschliessen? Je nachdem, was im Vordergrund steht, verschiebt sich die Grenze.

In der Schweiz leben die Menschen auf einem ähnlichen Wohlstandsniveau.

Kann man eine Grenze definieren, wie viel Leute in der Schweiz leben können?

Gemäss dem oft verwendeten Massstab des ökologischen Fussabdruckes leben zu viele Menschen in der Schweiz. Ich bin aber nicht sicher, wie relevant dieser Fokus auf nationale Grenzen ist. Banal gesagt: Treibhausgase machen vor nationalen Grenzen nicht halt. Es wäre beispielsweise denkbar, dass wir in der Schweiz viele Menschen aufnehmen, diese jedoch mit Lebensmitteln aus dem Ausland ernähren und Energie ebenfalls aus dem Ausland beziehen und dafür anderes exportieren. Das zeigt, dass die Vorstellung einer fixen Bevölkerungsgrenze in einem abgegrenzten Territorium wenig zweckmässig ist.

In den 1940er-Jahren gab es etwa vier Millionen Menschen in der Schweiz, bis heute hat sich diese Zahl fast verdoppelt. In einigen Jahren erleben wir wahrscheinlich zehn Millionen Einwohner. Ist das Argument «das ist genug» nicht überzeugend?

Eine Grenze zu definieren scheint mir, wie gesagt, kaum möglich. Es sind vielmehr spezifische Ängste vieler Menschen, die sich auf diese Weise artikulieren. Das Mittel- und Ostland ist vielerorts zersiedelt und industriell genutzt. In nur wenigen Jahrzehnten sind viele Agglomerationsgemeinden gleichsam explodiert. Ich verstehe, dass sich viele Leute mit diesen Entwicklungen schwertun, sich dort nicht mehr wohlfühlen, sich von den vielen neuen Menschen bedroht fühlen – dass sie von etwas anderem träumen: von Ruhe, Sicherheit und Vertrautheit. Zielführend wäre es, diesen Problemen mit konsequenter Raum- und Siedlungsplanung statt mit Einwanderungskontingenten zu begegnen. Zudem müsste man die erwähnten Ängste und Träume der Bevölkerung in der politischen Diskussion viel direkter als bisher ansprechen: Was für eine Schweiz wollen wir? Wie wollen wir zusammenleben? Wie balancieren wir wirtschaftlichen Erfolg und andere Bedürfnisse aus?

Wie ist es weltweit? Stossen wir irgendwann an eine Grenze, an der nicht mehr Menschen auf dem Planeten leben können?

Was würde das denn bedeuten? Oft steht ja die Ernährungsfrage im Vordergrund, dass wir also nicht alle Menschen auf der Welt ernähren können. In dieser Hinsicht

hat sich in den letzten Jahrzehnten einiges verändert, wir können heute eine viel grössere Weltbevölkerung als früher ernähren. Problematisch ist allerdings der prognostizierte Klimawandel. Wenn wir mit Treibhausgas-Emissionen wie bisher weitermachen, werden wir global ein ernsthaftes Problem haben. Dieses ist allerdings nicht direkt abhängig von der Bevölkerungsgrösse, sondern vom Pro-Kopf-Ausstoss.

«Die menschenfeindliche Sichtweise wird nur von sehr wenigen, radikalen Umweltethikern vertreten.»

Der Mensch produziert CO₂, baut Kernkraftwerke, verschandelt die Natur. Ist der Mensch ein Virus, das den Planeten zerstört?

Es gibt die verwandte Metapher, der Mensch sei ein wucherndes Krebsgeschwür, das den Planeten Erde immer mehr zunichte macht. Das erwähnte Bild vom Menschen als Virus widerspricht allerdings dem Bild, das wir sonst vom Menschen haben. Es ist ein menschenfeindliches Bild. Denn Viren sind ja für uns Menschen Schädlinge, die man vernichten muss. Das Bild untergräbt unsere Anstrengungen, aus der Welt für viele Menschen einen lebenswerten Ort zu machen. Diese menschenfeindliche Sichtweise wird jedoch nur von sehr wenigen, besonders radikalen Umweltethikern vertreten. Sie haben in der Regel eine Sicht auf die Natur, in der die Menschen nur Teil eines übergeordneten Ganzen sind und dieses nicht stören sollten. In der akademischen Umweltethik nennt man diesen Ansatz Ökozentrismus. Die Ökozentristen gehen davon aus, dass die vorliegenden, gut ausbalancierten Prozesse der Natur in sich selbst wertvoll und deshalb schützenswert sind. Der Mensch darf die natürliche Ordnung und Balance der Ökosysteme nicht durcheinanderbringen. Man muss dazu sagen, dass die meisten der Ökozentristen das erwähnte, menschenfeindliche Bild vom Menschen als Krebsgeschwür oder Virus nicht verwenden würden.

Der Mensch gehört in dieser Sichtweise nicht zur Natur?

Doch, gerade weil er als integraler Teil der Natur angesehen wird, darf er sich nicht über die Natur erheben, muss er sich ihr einfügen, seinen Einfluss auf die Ökosysteme zurücknehmen und der wilden Natur mehr Spielraum überlassen. Gemäss der ökozentrischen Position ist der Mensch in den natürlichen Ökosystemen gegenwärtig viel zu dominant. Das äussert sich dann häufig in einer Kritik der Bevölkerungszunahme moderner Gesellschaften.

Haben die Ecopop-Initianten ein ökozentristisches Weltbild?

Nein, das glaube ich nicht. Den Initianten geht es nicht in erster Linie um den

Schutz der unberührten und wilden Natur. Ich glaube, ihr Thema ist vielmehr der Verlust der Schweiz als einer vertrauten Heimat. Wenn die Initianten von einer 12-Millionen-Schweiz reden, hat man den Eindruck, es sei etwas ganz anderes als das, was wir heute haben. Mehr Ausländer, mehr Häuser, mehr Strassen. Was die Initianten beschäftigt, ist das Verhältnis der Siedlungs- zu den Landwirtschaftsflächen auf dem Territorium der Schweiz. Sie reden nicht von Wildnis, von der unberührten Natur, sondern bedienen ein bestimmtes Bild der Schweiz: Landwirtschaftlich genutzte Gebiete scheinen positiv bewertet zu sein, Siedlungen, wie Agglomerationen und Städte – und pikanterweise auch neu entstehende Waldflächen – werden negativ konnotiert. Sie vermitteln damit unter-schwellig ein bestimmtes, etwas kitschiges Bild: Bauerndörfer mit einigen Häusern von Zugezogenen, ruhiges Arbeiten auf Äckern, Alpweiden mit Kühen. Insofern geht es in erster Linie nicht um den Schutz der Wildnis, sondern um eine bestimmte Vorstellung von Heimat. Das Interessante ist doch: Viele Alpwirtschaftsflächen werden gegenwärtig aufgegeben, sie verbuschen und werden zu Wald. Die Natur erobert sich also bisher genutzte Flächen zurück. Das scheint für die Initianten allerdings ein Problem zu sein.

Wie würden Sie die Initianten einordnen?

Die Initianten selbst sprechen von «natürlichen Lebensgrundlagen» und «Schutz der Artenvielfalt». Das sind völlig unverdächtige Forderungen, die auch in unserer Verfassung und in der Schweizer Politik verankert sind. Die Initianten sind meines Erachtens nicht primär Natur-, sondern Heimatschützer. Das Instrument, mit dem dieser Heimatschutz gemäss der Ecopop-Initiative umgesetzt werden soll, muss als fremdenfeindlich und wirtschaftsfeindlich der Kritik unterzogen werden. Wir sollten aber aufpassen, dass wir mit dieser Kritik nicht zugleich die emotionale Befindlichkeit vieler Menschen in unserem Land aus dem Auge verlieren.

Dann hat Ecopop nichts mit Umweltschutz zu tun?

So würde ich das nicht sehen. Roger Scruton, ein konservativer englischer Philosoph hat vor Kurzem ein Werk über grüne Philosophie publiziert. Darin widmet er gut 50 Seiten explizit dem Thema «Heimat» – er erachtet dies als wesentlichen Aspekt von Umweltschutz. Sein zentraler Punkt ist, dass wir nur dem Sorge tragen, was uns nahesteht, mit dem wir verbunden sind, also der eigenen Heimat. Und genau diesen Aspekt sieht man beispielsweise in der Zweitwohnungsinitiative wieder oder auch in der Kulturlandinitiative im Kanton Zürich. Umweltschutz ist in der Schweiz häufig mit Heimatschutz verbunden. Allerdings scheint die Elite unseres Landes dieses Heimatschutzanliegen vieler Menschen nicht zu verstehen.

tageswoche.ch/+ms4zp

×

Viele träumen noch immer vom Einfamilienhaus. Dabei wären Hochhäuser für heutige Bedürfnisse die bessere Wohnform.

“

7 0 Prozent der jungen Menschen träumen von einem Einfamilienhaus im Grünen. Wohneigentum erachten sie als erstrebenswertes Lebensziel. Würden all diese Träume wahr, würde sich das Tempo der Einfamilienhaus-Invasion drastisch erhöhen. Die Zersiedelung der Agglomeration ginge immer weiter. Und mehr Pendlerverkehr wäre eine unmittelbare Folge für die Stadt.

Banken suggerieren ihren jungen Kunden, Einfamilienhäuser seien erschwänglich, eine lohnende Investition für die Zukunft. Dabei ist das Einfamilienhaus, mit all den Folgekosten, eine schleichende Armutsfalle. Ein Traum, den sich die Wenigsten wirklich leisten können. Betriebsunterhalt und miserable Bauqualität nagen nach wenigen Jahren am Familienbudget und lassen den Traum zum Albtraum werden.

Wohnform mit Tradition

Ehrlicher und realistischer wäre es daher, nach anderen Wohnformen Ausschau zu halten. Wie der aktuelle Diskurs zeigt, wäre das Wohnhochhaus eine Alternative. Zumal es die Ressource Boden bedeutend sorgfältiger und ökonomischer nutzt.

Wie aktuelle städteplanerische Projekte aber auch zeigen, wird das Wohnhochhaus kontrovers wahrgenommen. Das erstaunt. Denn diese Wohnform hat durchaus Tradition. Seit den Siebzigerjahren gibt es in Basel und näherer Umgebung zahlreiche Wohnhochhäuser. Zum Beispiel auf dem ehemaligen Flughafengelände «Sternenfeld» in Birsfelden. Diese werden teilweise sogar genossenschaftlich bewirtschaftet.

Die Projekte der Eisenbahner-Baugenossenschaft beider Basel (EBG) verstehen sich als zukunftssträchtige Wohnmodelle. Genossenschaftliches Wohnen bedeutet Wohnen mit Bewusstsein in einem Umfeld, das auf Werte wie Gemeinschaft, Solidarität, Integration und Mitbestimmung setzt. Die EBG ist mit rund 600 Mitgliedern und 560 Wohnungen eine der grössten Baugenossenschaften in der Nordwestschweiz. Die Alternativen sind also vorhanden.

Eine adäquate urbane Wohnform im Hochhausformat muss nicht grundsätzlich neu erfunden werden. Es gibt auch ökonomische und ökologische Argumente, die für das Wohnhochhaus sprechen. Analog der Grundrissfläche eines Einfamilienhauses von zirka 170 Quadratmeter können bei



Christoph Meury ist Kulturschaffender und war Leiter des Theaters Roxy. tageswoche.ch/+edecy

einem Hochhaus auf 17 Etagen bei einer Gesamthöhe von 58 Metern, 19 Eigentums- oder Mietwohnungen realisiert werden. Dabei sind Bauinvestitionen von rund zehn Millionen Franken nötig. Diese verteilen sich aber auf 19 Parteien. Der Baugrund wird effizient genutzt. Es bleibt viel Grünraum für alle übrig. Und diverse Investitionen und Infrastrukturen können gemeinsam genutzt werden. Das senkt die Kosten für den Einzelnen erheblich.

Zugegeben, das Wohnhochhaus ist oft noch weit davon entfernt, eine moderne und den Bedürfnissen der heutigen Stadtnomaden entsprechende Wohnform zu bieten. Das Modell ist viel zu starr und begnügt sich, 2- bis 4½-Zimmer-Wohnungen übereinander zu schichten. Dabei sind die Wohnkuben abgeschlossen und geben eine fixe Wohnform für die klassische Familie vor: Küche, Bad/WC, Wohnzimmer und ein bis zwei Schlafzimmer. Punkt.

Unsere Bedürfnisse gehen offensichtlich an den Planern vorbei.

Die Wohnung kann weder «wachsen», noch sich «gesundschrumpfen». Unsere Lebensgewohnheiten gehen offensichtlich an den Planern vorbei. Man würde sich im Bereich des städtischen Wohnens mehr Innovation und Experimentierfreude bei Architekten und Investoren wünschen.

In Zürich ist kürzlich das Wohnbauprojekt «Kalkbreite» – eine Überbauung für 400 Bewohnerinnen und Arbeiter mitten in der Stadt – realisiert worden. Das Flaggschiff des Wohnungsbaus könnte Vorbildcharakter haben. Mit seinen autofreien Grosshaushalten, Gemeinschaftsräumen und Mitbestimmungsprozessen ist es ein lohnendes Experiment.

Dies zeigt: Neue Wohnformen entwickeln ist sinnvoll. Auch solche, die darauf abzielen, das Hochhaus in Richtung eines vertikalen Stadtquartiers zu entwickeln. So lassen sich verschiedene Nutzer und Nutzungen integrieren. Büros und temporäre Arbeitsplätze, Restaurants und Cafés, Kindertagesstätten, Gesundheitszentren und Fitnessmöglichkeiten – das sind die Bedürfnisse der neuen Stadtbewohner.

Die Wohnungen müssen flexibler und vielfältiger nutzbar eingerichtet werden. Familien entwickeln sich, werden grösser und kleiner. Gäste kommen und gehen. Es geht nicht um den Verzicht auf Privateigentum, sondern um intelligentes und ressourcenschonendes Teilen als Motor der Entwicklung. Gemeinschaftsräume und Mitbestimmungsrecht sind Teil des sozialen Netzwerkes. Und eine aktive Förderung der sozialen Kontakte und Interaktionen ist integraler Bestandteil des Modells.

Architekten und Investoren gefordert

Eine auf zwei Stockwerken verteilte Seniorenresidenz, Studentenwohnungen, ein Hotelangebot oder Gästezimmer bieten Abwechslung und Lebendigkeit und nutzen das Haus in unterschiedliche Richtungen. Im Sinne des «Urban Gardening» können auf Etagen in Aussenräumen und auf Dachterrassen Gärten zur gemeinsamen Nutzung angeboten werden.

Vieles ist denkbar. Aber das urbane Wohnhochhaus, massgeschneidert auf die Wünsche und Bedürfnisse zukünftiger Bewohnerinnen und Bewohner, muss noch erfunden werden. Architekten wie auch Investoren sind gefordert. Hier könnten die CMS, die Stiftung Habitat, die Stiftung Abendrot, die Eisenbahner-Baugenossenschaft und viele andere aktiv werden und innovative Modelle entwickeln helfen.

Noch sind die Wohnhochhäuser langweilig und in ihrem Angebot eindimensional und starr. Modularisiertes Denken und ein Höchstmass an Flexibilität sind im Wohnungsbau Fremdworte oder Leerstellen. Noch immer wird Architektur in Beton gegossen und noch immer geben die Architekten unreflektiert tradierte Wohnformen vor. Das Wohnhochhaus muss als vertikale Stadt neu konzipiert und realisiert werden. Damit hätte diese sinnvolle und attraktive Wohnform auch im städtischen Umfeld eine echte und nachhaltige Chance. x

”

Die Basler Bank J. Safra Sarasin gibt sich grün, beteiligt sich aber an einem Unternehmen, das Regenwald zerstört.

Die Show um die Nachhaltigkeit

von Renato Beck

Die Banker von der Basler Wallstrasse sind wählerisch, wo sie ihr Geld investieren. So steht es im Nachhaltigkeitskonzept der Privatbank J. Safra Sarasin. Ganze Branchen meiden sie demnach: Kernenergie, Rüstungsgüter, Agrochemikalien, Gen-Landwirtschaft und viele mehr. Ja, sogar Pornografie steht bei der Hausbank der sensiblen Basler Geldelite auf dem Index.

48,5 Milliarden Franken Kundenvermögen steckt die Bank in nachhaltige Beteiligungen, damit sei sie Marktführerin in der Schweiz, kommentiert sie nicht ohne Stolz die Entwicklung ihrer Nachhaltigkeitsfonds. Eine neue Studie des evangelischen Hilfswerks Brot für alle stellt die Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses nun infrage.

Abholzen im Schutzreservat

Brot für alle hat öffentlich zugängliche Finanzdaten zu den wichtigsten Schweizer Banken ausgewertet und nach Beteiligungen an Firmen gescannt, die Land Grabbing betreiben oder für massive Abholzungen verantwortlich sind. Land Grabbing meint die illegale oder nicht legitime Aneignung von Land, zumeist durch Konzerne in Entwicklungsländern.

J. Safra Sarasin schneidet bei dieser Aufstellung gemeinsam mit der Grossbank Credit Suisse am schlechtesten ab. Das liegt an einer substanziellen Beteiligung über 404 Millionen Franken am malaysischen Unternehmen IOI. Der Palmöl-Produzent steht seit Jahren auf der schwarzen Liste von Umweltschützern. Der norwegische Pensionsfonds, mit 700 Milliarden Dollar Kapital einer der schwergewichtigsten der Welt, hat deshalb 2013 sämtliche Beteiligungen an IOI abgestossen.

Besonders ruchlos geht das indonesische Partner-Unternehmen von IOI Bumitama zu Werke. Ohne jede Bewilligung hat Bumitama im Westen der Insel Borneo Tausende Hektaren Regenwald gerodet und Palmöl-Plantagen angelegt. Für die

Plantagen wurde tief in ein Naturschutzreservat hinein Wald geschlagen und Moorland trockengelegt.

Das Reservat ist ein Rückzugsgebiet für den vom Aussterben bedrohten Orang-Utan. Nachdem zahlreiche tote Menschenaffen aufgefunden wurden und weitere ausgehungerte Tiere gerettet werden konnten, leitete die lokale Polizei Ermittlungen ein. Als Folge eines öffentlichen Aufschreis versprach das Unternehmen, das Waldgebiet nicht mehr anzutasten.

Satellitenbilder der von der EU-Kommission unterstützten NGO Friends of the

Earth Europe belegen indes, dass der Raubbau unvermindert weitergeht. Im malaysischen Teil der Insel Borneo wurde eine andere Partnerfirma von IOI mehrfach gerichtlich dafür verurteilt, die Rechte des indigenen Volkes der Dayak systematisch zu verletzen, indem sie deren angestammtes Land in Palmöl-Plantagen umwandelt.

Lange Liste mit Verstössen

Auch mit ihren eigenen Angestellten springt IOI unzimperlich um. Die finnische NGO Finnwatch hat illegale Praktiken von IOI umfangreich dokumentiert, da IOI die finnische Raffinerie Neste beliefert. Ausländischen Plantagenarbeitern in Malaysia werden demnach die Pässe abgenommen, sie erhalten weniger Gehalt, als es das gesetzliche Minimum erfordert, und sie dürfen sich keiner Gewerkschaft anschliessen.

Die Liste mit Verstössen, die IOI angelastet werden, liesse sich beliebig fortsetzen. Gleichwohl will die Bank J. Safra Sarasin an der Beteiligung festhalten. Man tue dies auf Anordnung eines Kunden, teilt die Bank auf Anfrage mit. Brot für alle fordert die Bank auf, die «finanzielle Unterstützung des Unternehmens einzustellen». Sarasin mache sich mitverantwortlich für die Abholzung des Regenwaldes und die Gefährdung der Orang Utans.

tageswoche.ch/+jj49h

×

Mehr zum Thema Regenwald (und das Verschwinden von Bruno Manser)

tageswoche.ch/+vao2j

Sarasin ist mitverantwortlich für die Gefährdung der Orang-Utans.

FOTO: IAR INDONESIA



Ende November wird über eine der äusserst seltenen linken Initiativen, die eine Chance auf Annahme haben, abgestimmt. Die Forderung nach einer Abschaffung der Pauschalbesteuerung stösst bis weit ins bürgerliche Lager hinein auf Verständnis, wenn nicht sogar auf Beifall. Denn die Initiative kommt einem zentralen Anliegen jeder Demokratie entgegen, der Steuergerechtigkeit. Bedroht fühlen sich hingegen vor allem touristische Regionen im Wallis und im Tessin, in Graubünden und im Berner Oberland sowie die Goldküste am Lac Léman.

Worum geht es? Nach geltendem Recht können sich ausländische Staatsbürger, die sich in der Schweiz niederlassen und hier nicht erwerbstätig sind, pauschal besteuern lassen – jedenfalls in jenen Kantonen, die diese Möglichkeit noch nicht abgeschafft haben. Schweizer Staatsbürger und zugewanderte Erwerbstätige unterliegen der normalen Einkommens- und Vermögenssteuer. Sie zahlen bei vergleichbaren Einkommens- und Vermögensverhältnissen durchwegs mehr als die «Pauschalen».

Zuzüger machen «Pauschale» wett

Pauschalbesteuerung bedeutet, dass die Steuer nicht auf Einkommen und Vermögen erhoben wird, sondern auf den «Lebensaufwand» des Pflichtigen. Auch diese Veranlagung variiert je nach Kanton. In der Regel wird aber ein Vielfaches des Mietzinses (oder des Eigenmietwerts) als Berechnungsgrundlage verwendet. Das geht vom Vierfachen der Miete bis zum Zehnfachen, und häufig ist auch ein minimaler Einkommensbetrag als Untergrenze vorgesehen – von 150 000 bis 600 000 Franken.

Fünf Kantone haben die Pauschalbesteuerung abgeschafft: Zürich, Schaffhausen, die beiden Basel und Appenzell Ausserrhoden. Alle anderen Kantone halten mehr oder weniger entschlossen daran fest. Aber nur für wenige Kantone beziehungsweise Gemeinden in diesen Kantonen ist die Möglichkeit der Pauschalbesteuerung essenziell für den öffentlichen Haushalt.

Insgesamt gibt es in der Schweiz 5634 pauschal besteuerte Personen, die 700 Millionen Franken an den Fiskus abliefern, also im Durchschnitt 120 000 Franken pro Jahr. Diese Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2012; es sind die aktuellsten verfügbaren. Am meisten Pauschalbesteuerte, 1369, weist der Kanton Waadt auf; sie zahlen insgesamt 208 Millionen Franken Pauschalsteuer, 148 000 pro Kopf. Die reichsten «Pauschalen» leben in Genf: 710 Steuerpflichtige zahlen pro Kopf 219 000 Franken.

Waadt und Genf sind finanzstarke Kantone, Nettozahler im Schweizer Finanzausgleich. Das Wallis (1300 Pauschalbesteuerte), das Tessin (877), Graubünden (268) und Bern (211) gehören zu den finanzschwachen Kantonen, sie setzen sich am vehementesten für den Erhalt der Pauschalbesteuerung ein.

Dabei ist alles andere als klar, was geschähe, würde die Pauschalsteuer abge-

St. Moritz: Eine der wenigen Gemeinden, die von Pauschalbesteuerten leben. FOTO: KEYSTONE

Abstimmung

Die Pauschalbesteuerung bildet einen Fremdkörper in unserem Steuersystem und sie ist zudem sozial unverträglich.

Pauschaler Steuerbetrug

schaft. Im Kanton Zürich, wo sich die 200 Pauschalbesteuerten an der Goldküste ballten, hat die Abschaffung dieses Privilegs glatt die Hälfte vertrieben. Aber die Folgen für die Kantons- und Gemeindefinanzen halten sich in Grenzen. Zahlten vorher 201 Pauschalbesteuerte 32 Millionen Franken, so brachten die verbliebenen knapp 100 neuerdings ordentlichen Steuerzahler rund 30 Millionen im Jahr ein. Der Verlust wird um ein Vielfaches aufgewogen durch die ordentlich versteuerten Zuzüger in den freigeordneten Liegenschaften am Zürichsee.

Ähnliches ist aus den beiden Basel zu vernehmen; dort sind zwar etliche «Pauschale» weggezogen (20 von 35 in beiden Halbkantonen). In den freigeordneten Häusern wohnen aber meist schon neue Familien, die oft sehr gute Steuerzahler sind.

Jene Kantone, welche die Abschaffung der Pauschalbesteuerung bereits hinter sich haben, haben also eher gute Erfahrungen gemacht. Das dürfte sich nach einer Annahme der Initiative für die meisten anderen Kantone bestätigen. Nur wenige Kantone (Wallis, Tessin, Bern, Graubünden) hätten wohl an einem Ja zur Initiative zu leiden. Wobei sich auch in diesen Kantonen der Anteil der Pauschal-Steuerereinnahmen am gesamten Steueraufkommen sehr bescheiden ausnimmt.

Anders sieht es für einzelne Gemeinden aus. St. Moritz zum Beispiel, wo sich 100

Pauschalbesteuerte tummeln, ist bei den Steuereinnahmen von Privatpersonen zu einem Drittel von ihnen abhängig. Nur: Ob sie wirklich alle aus dem schönen Engadin fliehen würden, steht in den Sternen.

Warum muss Federer seinen Reichtum normal versteuern, während seine Sportskameraden pauschal davonkommen?

Ausschlaggebend für den Entscheid pro oder kontra Pauschalbesteuerung sollte aber für einmal nicht die Frage sein, wem sie wie viel nützt. Sondern eher die Frage, ob die Pauschalbesteuerung für eine kleine Personengruppe in das Steuersystem eines modernen Staates passt und ob sie sozialverträglich ist. Beides ist nicht der Fall.

Die Glaubwürdigkeit einer demokratischen Gesellschaft steht und fällt mit der Gleichheit ihrer Mitglieder vor dem Gesetz – auch vor dem Steuergesetz. Warum wird der russische Milliardär Viktor Vekselsberg an seinem Wohnort am Zugersee pauschal besteuert? Zwar ist der grösste Teil seines Vermögens im Ausland angelegt, aber er kontrolliert einige Schweizer Firmen wie

Sulzer und OC Oerlikon. Er arbeitet gewiss für seine Unternehmen; warum gilt er dann als nicht erwerbstätig?

Iwan Glasenberg, Glencore-Chef mit südafrikanischen Wurzeln und Wohnsitz in Rüschlikon, bezahlt ordentlich seine hohe Steuerrechnung, obwohl er den allergrössten Teil seines Einkommens im Ausland erzielt – er hat ja auch den Schweizer Pass. Warum muss Roger Federer seinen Reichtum in der Schweiz normal versteuern, während einige seiner Sportskameraden im Waadtland pauschal davonkommen?

Die Pauschalbesteuerung ist sozial unverträglich, weil sie dem Prinzip zuwiderläuft, dass jeder Einwohner seinen finanziellen Beitrag zu gemeinschaftlichen Aufgaben leisten muss. Und zwar nach Massgabe seiner Leistungsfähigkeit. Mit der Veranlagung nach dem Lebensaufwand wird diese nicht angemessen erhoben. Die Pauschalbesteuerung ist eine steuerliche Privilegierung von reichen Ausländern. Und zwar nicht nur gegenüber Schweizer Steuerzahlern, sondern auch gegenüber zugezogenen erwerbstätigen Ausländern.

Fazit: Die Annahme der Initiative ist nicht nur wünschbar. Sie ist dringend nötig. Für einmal sollten wir doch imstande sein, eine rechtliche Schlaumeierei selber zu beseitigen und nicht auf «Rechtshilfe» aus dem Ausland zu warten.

tageswoche.ch/+nbglq

x

ANZEIGE

Vitaminspritzen für die kalte JAHRESZEIT.

ENTDECKEN SIE BEI HIEBER SALAT, WIE SIE IHN NOCH NIE GESEHEN HABEN.

DIE HIEBER HIGHLIGHTS DER WOCHE FÜR SIE • GÜLTIG BIS ZUM 08. NOVEMBER 2014

15.99 CHF 19.41 Rinderhüfte aus Südamerika, auch für Fondue geeignet, 1 kg	7.77 CHF 9.43 Frische Hähnchenbrustfilets auch für Fondue geeignet, 1 kg	34.99 CHF 42.48 Frische Lammlachse aus Neuseeland, auch für Fondue geeignet, 1 kg	1.49 CHF 1.81 Galbani Gorgonzola „Dolcelatte“ mind. 50% Fett i. Tr., voll aromatischer Edelpilzkäse, 100 g	0.79 CHF 0.96 Weihenstephan Sahne zum Kochen 15% Fett, 250-g-Packung (100 g = € 0,32)	0.49 CHF 0.59 Feldsalat aus Deutschland, Klasse I, 100 g
1.29 CHF 1.57 Welsfilet rotfleischig, ohne Haut, aus Aquakultur, 100 g	1.39 CHF 1.69 Barilla italienische Teigwaren verschiedene Ausformungen, 1-kg-Packung	7.49 CHF 9.09 Pampers Höschenwindeln verschiedene Sorten und Größen, z. B. Baby-dry 44er, Sparpack	<i>Sind Sie an weiteren Angeboten interessiert?</i> Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an. Super Wechselkurse: 1,2140 nur gültig bei Barzahlung. HIEBER GIBT ES UNTER ANDEREM IN • Lörrach • Weil am Rhein • Binzen • Nollingen • Grenzach • Rheinfelden		
11.99 CHF 14.56 Krombacher Premium Pils Kiste mit 20 x 0,5-L-Flaschen zzgl. Pfand (1 L = € 1,20)	4.99 CHF 6.06 Martini verschiedene Sorten, 14,4% Vol., 0,75-L-Flasche (1 L = € 6,65)	5.99 CHF 7.27 Zonin Prosecco verschiedene Sorten, 0,75-L-Flasche (1 L = € 7,99)			

Herausgeber: Hieber's Frische Center KG, Kanderweg 21, 79589 Binzen. Alle Preise in €. Gültig für Woche 45 • Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • Solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten.

Mehr Infos unter www.hieber.de oder unserer Hotline 07621/9687800



Ein Verfassungsartikel bleibt bloss Papier.
Nun macht der Bundesrat Druck bei der
Gleichstellung und schon gibts Widerstand.

Umwege zum gerechten Lohn

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

Unternehmerin Carolina Müller-Möhl: Gleichstellung lohnt sich.

FOTO: KEYSTONE



von Georg Kreis

Heute werden gerne Randprobleme auf Verfassungsebene angegangen. So schreibt man etwa die Bekämpfung der sogenannten Ausländerkriminalität in die Verfassung hinein. Und wenn sich menschenfeindlicher Radikalismus nicht so einfach umsetzen lässt, dann droht man mit Durchsetzungsinitiativen. Dabei gäbe es bestehende Probleme, derer wir uns annehmen könnten – etwa die Lohndiskriminierung in der Bezahlung für gleiche Leistungen von Frau und Mann.

Soeben hat der Bundesrat die noch immer eklatante Geschlechter-Lohnschere in Erinnerung gerufen und Massnahmen dagegen angekündigt. Und er hat, vertreten durch Justizministerin Simonetta Sommaruga, darauf hingewiesen, dass es dabei auch um eine krasse Missachtung unserer Verfassung und Gesetzgebung geht.

Am 14. Juni 1981 hatte nämlich das Schweizervolk mit 60,3 Prozent Ja-Stimmen den Gleichstellungsartikel gutgeheissen, der heute als Art. 8.3 in der erneuerten Bundesverfassung steht und eigentlich gelten sollte: «Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre rechtliche und tatsächliche Gleichstellung vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.»

Gegen Gott und die Natur

Es gab natürlich schon damals, 1981, Widerstand mit Parolen, das sei doch Gleichmacherei, Einmischung in die freie Arbeitswelt, es schwäche die Familie, der Staat dürfe gesellschaftlichen Wandel nicht vorantreiben, dieser müsse dem freien Willen überlassen bleiben, allenfalls nötige Korrekturen könnten auch ohne Verfassung herbeigeführt werden.

Auch Blocher war damals dagegen. 1982 erklärte er, dass die Gleichberechtigung von Mann und Frau gegen die Naturgesetze und die göttliche Ordnung verstosse, beide hätten da klar Über- und Unterordnung vorgesehen. Und 1985 bekämpfte Blocher – allerdings erfolglos und damals noch gegen die eigene SVP-Fraktion – das neue Eherecht, das die Gleichheit von Mann und Frau in der Ehe garantiert.

Die 1981 angenommene Verfassungsbestimmung entsprang einem Gegenvorschlag, der nur darum auf den Tisch kam, weil nach zunächst geduldigem Zuwarten 1975 eine Initiative lanciert worden war. Diese wollte aber ausser dem Gleichheitsgrundsatz auch noch eine verbindliche Übergangsfrist von fünf Jahren für seine Verwirklichung in der Verfassung festschreiben. Eine Variante sah acht Jahre vor, wurde aber ebenfalls als zu kurz empfunden. Das war der absehbaren Mehrheit zu viel, weshalb die Initiantinnen ihren Vorschlag zurückzogen.

Es brauchte dann viele Jahre, bis das Bundesgesetz über die Gleichstellung von Frau und Mann am 24. März 1995 verab-

schiedet und auf den 1. Januar 1996 in Kraft gesetzt wurde. Das Gesetz ermöglicht individuelle Klagen, stellt aber die Lohnungleichheit nicht selber her. Und was die Klagen betrifft: Wer kann es sich schon leisten, gegen seinen Arbeitgeber anzutreten?

Das Gesetz zur Gleichstellung ermöglicht individuelle Klagen, stellt aber die Lohnungleichheit nicht selber her.

In den letzten Tagen reagierte nun die Organisation der Arbeitgeber – erstaunlich und doch nicht erstaunlich – mit einem Aufschrei gegen die bundesrätliche Ankündigung, das Gleichheitsgebot vermehrt durchsetzen zu wollen. Von «unnötigen Zwangsmassnahmen», von «Lohnpolizei» und von «überflüssiger Bürokratie» ist die Rede.

Die Economiesuisse-Direktorin Monika Rühl hat kein Verständnis für die bundesrätliche Absicht, sie sieht darin kein «bürgerliches» Projekt und findet, dass eine bürgerliche Regierungsmehrheit doch bürgerliche Vorlagen bringen sollte. Dem ist nur entgegenzuhalten: Es wäre nicht nur ein Gerechtigkeitsanliegen, sondern würde auch das «Bürgerliche» stärken, wenn es die Antidiskriminierung zu seiner Sache machte. In seiner Ausgangslage war die Gleichheit ein Uranliegen des liberalen Bürgertums. Hätte man gesagt, dass im gleichen Reformschritt auch das Rentenalter auf 65 egalisiert werden müsste, wäre das für viele nachvollziehbar gewesen.

Die Gegner der schärferen Massnahmen gegen Diskriminierung bezweifeln, dass die festgestellte durchschnittliche Lohndifferenz von 19 Prozent überhaupt auf Diskriminierung zurückzuführen sei und nicht auf «objektive Faktoren» wie ungleiche Qualifikation, Verantwortung und Verfügbarkeit. Das Bundesamt für Statistik hat diesem Einwand aber bereits Rechnung getragen und erklärt, dass etwa die Hälfte der Lohndifferenz durchaus damit zu erklären sei, aber noch immer gegen neun Prozent rechtswidrige Diskriminierung seien.

Bescheiden in die Vernehmlassung

Man kann angesichts der langen Vorgeschichte wirklich nicht sagen, dass sich der Bundesrat nun überstürzt der Problematik angenommen habe. Zudem war 2009 vom Bund und den Sozialpartnern ein freiwilliger «Dialog» für Lohnungleichheit lanciert worden. Das brachte aber nicht den erwünschten und nötigen Erfolg, da nur wenige Betriebe mitmachen wollten.

Der Bundesrat will jetzt Arbeitgeber mit mindestens 50 Beschäftigten etwa alle drei Jahre zu Analysen der Lohnungleichheit der Geschlechter, zu externen Kontrollen und Publikation in ihren Jahresberichten verpflichten. Das ist aber bloss eine Ankündigung. Es wird wieder Zeit vergehen. Die

Details sind noch offen. Bis Mitte 2015 soll eine Vernehmlassung ausgearbeitet werden. Dem bescheidenen Vorschlag dürften dabei noch die Zähne, sofern es überhaupt solche gibt, gezogen werden.

Es dürfte auch dem Bundesrat bewusst sein, dass mit der geplanten Regelung keine umfassende Lösung des Problems erreicht wird. Die Linke erinnerte denn auch daran, dass die Publikationspflicht für Ungleichheit diese nicht beseitige und viel Diskriminierung auch und vielleicht sogar in noch grösserem Mass in Betrieben mit weniger als 50 Beschäftigten stattfindet.

Zudem geht es nicht nur um Löhne, es geht auch um Stellen und um den Frauenanteil in den Chefetagen und in bestimmten Branchen. Die Top-Unternehmerin Carolina Müller-Möhl hat im «Tages-Anzeiger» auf die bundesrätliche Ankündigung reagiert und diese zwar grundsätzlich gutgeheissen, aber auf andere Abschnitte der Problematik hingewiesen: «Genauso wichtig sind die Rekrutierung, flexible Arbeitsmodelle, Weiterbildungsmöglichkeiten und Unternehmenskultur.»

Erfolgsinteresse schlägt Ethik

Gleichzeitig lehnt sie eine gewerkschaftliche «Monsterbürokratie» ab, weil sie Klientelismus begünstige. Sie empfiehlt aber die von zwei Frauen geführte und bereits erprobte und mit strikt quantifizierbaren Kriterien arbeitende Edge-Stiftung. Müller-Möhl's uneingeschränkter Glaube geht da-

von aus, dass sich Gleichstellung wirtschaftlich lohne und darum aus Erfolgsinteresse und nicht aufgrund ethischer Haltungen umgesetzt werde. Die nächste Generation würde sich die Arbeitgeber mit den besten Arbeitsbedingungen suchen, und da gehöre eben auch dazu: unterschiedliche Arbeitsmodelle und Kinderkrippen.

Frauenförderung oder blosser Rücksicht auf die «condition féminine» erscheint nun wegen der drohenden Aufhebung der Personenfreizügigkeit als eine reale Notwendigkeit eigener Art. Das zeigt, dass Frauen zum Teil noch immer als Puffergrösse verstanden werden, das heisst als blosses Zusatzpotenzial entweder zur Männerarbeit oder zur Ausländerarbeit. Es ist sehr zu wünschen, dass die «Ausschöpfung» der weiblichen Ressourcen auch dann noch ein Anliegen ist, wenn die äusseren Restriktionen nicht dazu zwingen.

Zurück zum Anfang: Die Ungleichbehandlung und die Missachtung der Verfassungs- und Gesetzesbeschlüsse sind an sich schon skandalös. Besonders dreist ist nun aber der angemeldete Widerstand gegen die Absicht, dem Missstand verbindlich entgegenzuwirken. Man sieht eben, wie willkürlich, aber umso lauter, Argumente eingesetzt werden. Offenbar ist nicht alles gleichermassen verbindlich, wenn es einmal in unsere Rechtsordnung aufgenommen worden ist. Darauf sollte man achten – und es ändern.

tageswoche.ch/+icmw

x

ANZEIGE

2. KONZERT

COLLEGIUM MUSICUM BASEL

DAS SINFONIEORCHESTER

ISKANDAR WIDJAJA
Violine

KEVIN GRIFFITHS
Dirigent

LUDWIG VAN BEETHOVEN | Violinkonzert D-Dur op. 61
ROBERT SCHUMANN | Sinfonie Nr. 4 d-moll op. 120

Vorkonzert 18.15 Uhr: Himmelslichter!
Blasorchester WINDSPIEL
Musikschule Basel Musik-Akademie
Leitung: Franz Leuenberger
Vorverkauf: Bider & Tanner | Musik Wyler Basel, Tel. 061 206 99 96,
www.bideruntanner.ch, Stadtcasino Basel, BaZ am Aeschenplatz,
SBB Basel und weitere Vorverkaufsstellen.
Reduzierte Preise für Kinder, Jugendliche, Studenten.
Vorkonzert gratis.
www.collegiummusicumbasel.ch

FREITAG, 14. NOVEMBER 2014
19.30 UHR
STADTCASINO BASEL MUSIKSAAL

Charles Lewinsky, Aushängeschild der Schweizer Literatur, schreibt Romane über die Weimarer Republik. Eine Zeit, die er so spannend findet wie die Schweizer Gegenwart schwierig.

«Ich liebe die Schweiz für ihre Langeweile»

von Valentin Kimstedt (Interview) und Alexander Preobrajenski (Fotos)

Charles Lewinsky ist in der Schweizer Literaturszene ein Star. Und so verhält er sich auch. Beim Handschlag am Bahnhof Olten fragt er: «Wie heissen Sie nochmal? Chirmstedt? Chrimstedt?» Dann winkt er ab, was so viel heissen dürfte wie: Was soll ich mit einem weiteren Namen? Etwas klamm setzen wir uns ins Bahnhofbuffet.

Dort klopft Lewinsky auf den Tisch und sagt: «Was wollen Sie von mir wissen?» Zeit für Begegnung hat er nicht. Einmal im Gespräch redet er über die Faszination, die von der Zeit der Weimarer Republik ausgeht und für seine meisten Bücher eine zentrale Rolle spielt. Und er spricht über die Langweiligkeit des Lebens in der Schweiz – wofür er das Land liebt.

Nach 40 Minuten springt er auf, weil er an eine Lesung an der Oltener Buchmesse muss. Dass sein Kaffee und die Vorspeise, auf die Spesenrechnung gehen, ist für ihn nicht der Rede wert. Ohne uns nochmal die Hand zu geben, verlässt er das Lokal.

Herr Lewinsky, Sie schreiben in vielen Formaten, von Glosse über Literatur bis zu Satire und Schlagertext. Welches Thema beschäftigt Sie gerade?

Das nächste Buch. Aber darüber rede ich nicht. Erst Eier legen, dann gackern.

In Ihrem aktuellen Buch «Kastelau» geht es um einen, der um Wahrheit kämpft. Warum beschäftigt Sie dieses Thema?

In all meinen Büchern geht es darum, wie wir unsere Erinnerungen und unsere Geschichten so lange wiedererzählen, bis sie uns passen. Niemand erinnert sich so an die Dinge, wie sie waren. Dazu ist der Mensch nicht geeignet. Wir erinnern uns, wie wir uns erinnern wollen und wie wir es erzählt haben. Das finde ich faszinierend. «Kastelau» ist eine Versuchsanordnung. Alle sind am Heucheln. Es hat nur jeder einen anderen Grund zum Lügen.

Steckt in diesem Thema ein moralisches Problem?

Es ist das Grundproblem der menschlichen Gesellschaft. Die Geschichte wird meistens von den Siegern gemacht. Derjenige, der den Krieg verliert, war am Krieg schuld. Wie es wirklich war, interessiert niemanden. Sie können es überall in der Weltgeschichte sehen, etwa wenn es um die Anerkennung der Armenienmassaker als Völkermord geht. Die Türkei hat die Macht und

Armenien ist schwach. Also hat die Türkei recht. Im kleineren Rahmen geht es genauso zu. Familien haben dieselben Probleme.

Der Starke erzählt, wie es war.

Oder ganz einfach der, der überlebt. Der kann die Geschichte bestimmen.

Was treibt den Forscher in «Kastelau» zu seiner Enthüllungsarbeit an: die Empörung über die falsch erzählte Geschichte?

Nein, das kommt erst später. Ich halte ihn nicht für einen besonders guten Menschen. Er hat eine tolle Geschichte und keiner will sie haben. Da werden Sie auch wütend.

Was bringt Sie immer wieder zur Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg?

Der Zweite Weltkrieg interessiert mich nicht so sehr. Er ist nur das Endkapitel, die spannende Zeit ist die der Weimarer Republik. Eine Zeit, die quasi an Punkt null begann. In Deutschland gab es eine Ordnung, die lange Zeit gegolten hatte. 1918 galt sie plötzlich nicht mehr. Es gab keinen Kaiser mehr, die Autoritäten waren weg, die bisherigen Regeln waren ausser Kraft gesetzt. Die Leute versuchten, eine neue Balance zu finden. Mit dem Kaiserreich

A close-up portrait of Charles Lewinsky, an older man with grey, wavy hair and glasses. He is wearing a grey hooded jacket over a dark striped shirt. He has a serious expression and is looking slightly to the left. His hands are resting on his lap.

Charles Lewinsky wurde 1946 in Zürich geboren. In der Schweiz wurde er bekannt mit den Drehbüchern für die TV-Sitcoms «Fascht e Familie» und «Fertig Lustig». Erfolge feierte er auch mit seinen Romanen «Melnitz» (2006), «Gerron» (2011) und jüngst «Kastelau». Lewinsky lebt in Zürich und Frankreich.

«Geschichte wird von den Siegern gemacht.» Charles Lewinsky interessiert die Verfälschung der Vergangenheit.

Basel-Stadt und Region

Basel

Abt-Schlegel, Erika, geb. 1935, von Basel BS (Allschwilerstrasse 50). Trauerfeier im engsten Kreis.

Aeby-Ide, Margot Charlotte, geb. 1917, von Plasselb FR (Feierabendstrasse 1). Trauerfeier im engsten Kreis.

Blatter-Miesch, Marguerite Elisabeth, geb. 1926, von Basel BS (Holestrasse 119). Wurde bestattet.

Bolliger-Meyer, Gertrud, geb. 1920, von Basel BS (St. Johannis-Vorstadt 44). Trauerfeier Freitag, 14. November, 14.30 Uhr, Peterskirche Basel.

Bruha-Gander, Lilli Gertrud, geb. 1931, von Münsingen BE (Sperrstrasse 100). Trauerfeier Montag, 10. November, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Brunner, Erika, geb. 1938, von Basel BS (Wildensteinerstrasse 6). Trauerfeier Freitag, 14. November, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

De Pascale-Ragozzino, Anna, geb. 1930, aus Italien (Sperrstrasse 46). Wurde bestattet.

Dünki-Lang, Karl, geb. 1929, von Embrach ZH (Giornicostrasse 144). Trauerfeier Donnerstag, 13. November, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Emch-Vögeli, Robert, geb. 1938, von Mühledorf SO (St. Galler-Ring 84). Trauerfeier Freitag, 14. November, 14 Uhr, Gellertkirche.

Fankhauser, Johann Friedrich, geb. 1930, von Trub BE (Rosenalstrasse 70). Wurde bestattet.

Frey-Bürgin, Elsa, geb. 1913, von Basel BS (Zürcherstrasse 143). Trauerfeier Dienstag, 11. November, 14 Uhr, Alterszentrum Alban-Breite.

Gautschi-Bernhard, Dorothea Hella Charlotte, geb. 1936, von Basel BS (Mülhauserstrasse 35). Trauerfeier im engsten Kreis.

Glättli-Araujo, Mary Dorothy, geb. 1928, von Basel BS und Bonstetten ZH (Lindweg 5). Wurde bestattet.

Glättli-Huldi, Margreth Lukretia, geb. 1923, von Basel BS (Spiegelbergstrasse 18). Wurde bestattet.

Gökay, Ayse, geb. 1953, aus der Türkei (Schleifenbergstrasse 45). Wurde bestattet.

Graf-Schuler, Hans Günther, geb. 1952, von Rehetobel AR (Knöringerstrasse 4). Wurde bestattet.

Isenegger-Zhou, Rolf Xaver, geb. 1955, von Villmergen AG (Oltingerstrasse 23). Wurde bestattet.

Lang, Ernst Michael, geb. 1913, von Basel BS und Luzern LU (Birsigstrasse 18). Wurde bestattet.

Maron-Wirz, Madeleine, geb. 1916, von Basel BS (Nonnenweg 3). Wurde bestattet.

Miesch-Irion, Hans Albert, geb. 1924, von Basel BS (St. Galler-Ring 95). Wurde bestattet.

Otegui, Dolores Maria, geb. 1922, aus Spanien (Falkensteinerstrasse 30). Trauerfeier Dienstag, 11. November, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schai, René, geb. 1929, von Appenzell AI (Rebgasse 16). Wurde bestattet.

Schaub-Schwob, Klara, geb. 1926, von Basel BS (Gellertpark 3). Trauerfeier im engsten Kreis.

Seiler-Madörin, Gertrud, geb. 1923, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Soukup, René Emil, geb. 1941, von Basel BS (Sperrstrasse 89). Trauerfeier Montag, 10. November, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Taschner-Märki, Margrit Marta, geb. 1922, von Basel BS (Holestrasse 119). Wurde bestattet.

Ulli-Held, Ruth, geb. 1928, von Basel BS (Ensisheimerstrasse 3). Trauerfeier Mittwoch, 12. November, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

von Burg-Rösch, Robert, geb. 1922, von Lommiswil SO (Im Burgfelderhof 30). Wurde bestattet.

Riehen

Boner-Ospelt, Norma Esther, geb. 1937, von Riehen BS und Lauersdorf SO (In der Au 43). Trauerfeier Freitag, 7. November, 10.30 Uhr, Kirche St. Franziskus Riehen.

Thöni-Koller, Peter

Johann, geb. 1921, von Riehen BS und Stierva GR (Kornfeldstrasse 63). Trauerfeier Donnerstag, 13. November, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Allschwil

Müller-Bonnetain, Andrée Simone, geb. 1930, von Brugg AG und Hirschthal AG (Feldstrasse 45). Wurde bestattet.

Stengle-Gloor, Hedwig Rosa, geb. 1918, von Wittenbach SG (Aumattstrasse 79). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Arlesheim

Buess-Zeller, Lotti Frieda, geb. 1920, von Wenslingen BL und Liestal BL (Brachmattstrasse 4a). Trauerfeier Freitag, 14. November, 14.30 Uhr, Abdankungshalle Friedhof Bromhübel.

Mezger-Grosclaude, Nelly Flora, geb. 1915, von Le Locle NE (Rosenweg 9). Wurde bestattet.

Birsfelden

Graf-Jauslin, Martha, geb. 1929, von Rebstein SG (Hardstrasse 21). Abdankung Dienstag, 11. November, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Hug, Egon, geb. 1930, von Birsfelden BL (Rüttihardstrasse 5). Wurde bestattet.

Lausen

Leu, Karl (Carlo) Sylvester, geb. 1948,

von Hohenrain LU (Tiergartenstrasse 34). Abdankung Mittwoch, 12. November, 14 Uhr, Friedhof Lausen. Besammlung ref. Kirche Lausen.

Rudin, Max, geb. 1924, von Ziefen BL (Unterdorfstrasse 20). Bestattung Donnerstag, 13. November, 14 Uhr, Friedhof Lausen. Besammlung Friedhofhalle.

Schaffner, Gertrud, geb. 1937, von Wintersingen BL (Ergolzstrasse 12). Wurde bestattet.

Muttenz

Amsler-Liechty, Alice, geb. 1932, von Muttenz BL und Kaisten AG (Lächlenweg 1). Trauerfeier Freitag, 7. November, 13.30 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Bürki, Peter, geb. 1937, von Langnau im Emmenthal BE (Birsfelderstrasse 2). Trauerfeier Freitag, 7. November, 14 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Fricker-Klews, Helga, geb. 1950, von Basel BS (Eptingerstrasse 34). Wurde bestattet.

Stocker-Tschudin, Emma, geb. 1914, von Obermumpf AG (Tramstrasse 83, APH Zum Park). Wurde bestattet.

Pratteln

Bodmer, Marthe, geb. 1926, von Langnau am Albis ZH (Bahnhofstrasse 37, APH Madle). Abdankung Freitag, 7. November, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Verwandtenzimmer.

Keller, Alice, geb. 1940, von Neueneegg BE (Wartenbergstrasse 24a). Abdankung Mittwoch, 12. November, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Zanetti-Schneggenburger, Felice, geb. 1927, von Poschiavo GR (Bahnhofstrasse 37, APH Madle).

Abdankung Montag, 10. November, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Reinach

Bisser-Gächter, Margaretha, geb. 1920, von Basel BS (Alterszentrum Hausmatte, Hinterkappelen). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Eyer, Josef, geb. 1950, von Basel BS und Naters VS (Im Pfeiffen Garten 32). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Freitag, 7. November, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Frei-Cortes, Gerhard, geb. 1929, von Bubendorf BL und Basel BS (Hauptstrasse 1). Wurde beigelegt.

Kügel-Bräutigam, Hugo, geb. 1921, von Basel BS (Aumattstrasse 79). Wurde beigelegt.

Villard-Rossi, Roger, geb. 1932, von Cornol JU (Herrenweg 17). Wurde beigelegt.

Rünenberg

Graf-Sutter, Johann Rudolf, geb. 1945, von Wynigen BE (Zielweg 269). Wurde bestattet.

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinplatz/Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG, Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch



Skeptiker Lewinsky: «Die Schweiz ist nicht bereit für eine Welt, die ins Wanken gerät.»

fielen auch viele kleine Dinge weg, wie zum Beispiel die Kinozensur.

Eine Stunde null, die auch reizvoll war.

Es hätte ja auch etwas werden können! Wurde es aber nicht. Es führte in die nächste Katastrophe. Wir hatten ja nie einen Zweiten Weltkrieg. Es gab einen Weltkrieg von 1914 bis 1945. Wie der 30-jährige Krieg: mit kleinen Pausen.

Auch wenn sie nur mit Katastrophe denkbar ist – wünschen Sie sich manchmal eine Stunde null?

Nein. Wenn die Chinesen jemanden wirklich schlimm beschimpfen wollen, dann wünschen sie ihm: «Mögest du in interessanten Zeiten leben.» Das ist das Schlimmste, was einem Menschen passieren kann. Langweilige Zeiten hingegen sind gute Zeiten.

«Die Schweiz ist ein Land der Bürger, Europa ist ein Land der Politiker.»

Wo stehen wir heute?

Wir leben in einer schwierigen Situation. Die Zeiten werden wieder interessant. Gerade die Schweiz ist dafür überhaupt nicht trainiert. Wir haben völlig vergessen, dass Chaos und Krise der Normalzustand sind. Wir meinen immer noch, Ordnung wäre die Normalität. Wir hatten ein erstaunlich langes friedliches Fenster. Was machen wir, wenn es schwierig wird? Was wir zur Vorbeugung tun, ist Stuss, wie Geisterbeschwörung. Wir schreiben ein Minarettverbot in die Verfassung. Es gibt das Gefühl, dass al-

les ins Wanken gerät, aber keine Ahnung, wie sich die wankende Welt festhalten lässt. Also macht man irgendein Gesetz, das völliger Quatsch ist.

Ist das Gefühl des Wankens berechtigt?

Als die Sowjetunion zusammenbrach und der Eisener Vorhang sich öffnete, gab es eine Phase der Hoffnung. Jetzt stellt sich heraus, dass die grossen Probleme wieder anfangen. An ganz verschiedenen Fronten. Nehmen Sie an, jemand greift Deutschland an. Dann sagt die Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen: Tut mir leid, könnten Sie bitte ein paar Jahre warten? Wir müssen unsere Panzer erst wieder zum Fahren bringen.

Schwebt Ihnen vor, wohin das führt?

Es wird bestimmt nicht einfacher. Die ruhigen, friedlichen, satten Zeiten, die sind erst einmal durch.

Muss sich die Schweiz jenseits ihrer Grenzen mehr einmischen?

Das können wir gar nicht. Wir sind viel zu klein und schwach. Wir haben uns 1815 zur ewigen Neutralität verpflichtet, und das war ja auch nicht schlecht. Ich bin auch der Meinung, dass die Schweiz nicht der EU beitreten sollte. Die EU ist ein sehr undemokratisch organisiertes Gebilde. Warum sollten wir einen solchen Rückschritt in der gelebten Demokratie mitmachen? Von der Abschottung halte ich hingegen nichts. Die beste Zeit hatte die Schweiz Ende des 19. Jahrhunderts. 21 Prozent der Bevölkerung der Stadt Zürich waren deutsch, viel mehr als heute. Es war eine Zeit der wirtschaftlichen und der wissenschaftlichen Blüte. Die Schweiz hat von Immigranten immer profitiert. Wovon die Schweiz nicht

profitieren kann ist die undemokratische Form, in der sich Europa selber verfasst hat. Die Schweiz ist ein Land der Bürger, Europa ist ein Land der Politiker.

Ein Land der Bürger bringt auch Schwierigkeiten mit sich, weil mehr Inkompetenz mitentscheidet.

Natürlich. Aber ich bin nicht so pessimistisch. Mehrheiten sind nicht blöd. Das Argument würde ja bedeuten, dass man die Politiker ranlassen soll. Aber Politiker sind zu korrupt, als dass man sie entscheiden lassen sollte.

«Die ruhigen, friedlichen, satten Zeiten, die sind erst einmal durch.»

Sie glauben also an die Menschen, sofern sie in einem guten demokratischen System organisiert sind?

Ja. Manchmal ist es auch ein bisschen anstrengend, wenn man sechsmal im Jahr zur Urne gehen soll, darum ist die Stimmbeteiligung meistens niedrig. Aber unsere Abgeordneten machen nicht allzu grossen Unsinn, weil immer eine Volksabstimmung kommt, die ihre Vorschläge kontrolliert. Wenn Sie jetzt in Deutschland die grosse Koalition ansehen – da hat doch keiner mehr was mitzureden. Die machen, was sie wollen. Und die EU-Kommissare werden pro forma gewählt, aber von den Regierungen gelenkt. Das hat nichts mit den schweizerischen Vorstellungen von Demokratie zu tun.

Sie unterstützen die Neutralität der Schweiz und finden das Land langweilig – wie geht das zusammen?

Die Schweiz ist langweilig. Aber ich liebe diese Langeweile. Ich bin nach dem Krieg in der Schweiz zur Welt gekommen. Eine bessere Zeit gab es in der Weltgeschichte nicht. Den grössten Teil meines Lebens ging es immer nur aufwärts. Als ich in Ihrem Alter war, konnte man sich eine Stelle aussuchen. Das war eine tolle Zeit. Nicht sehr interessant, aber toll. Die Schweiz ist von ihrer ganzen Konstruktion her ein langweiliges Land. Darin liegt seine Stärke. Wenn Ihnen eine Zehnrapenmünze in die Hand fällt, die 150 Jahre alt ist, dann ist die immer noch gültig. So langweilig ist dieses Land.

Ist das für Sie als Künstler schwierig?

Wieso? Ich kann ja mit meiner Fantasie alles machen. Es kann gerade dazu führen, dass sich die Leute gegen die Langeweile wehren wie wild und umso interessantere Kultur hervorbringen. Das ist kein Widerspruch. Man findet in der Schweiz nicht leicht etwas, an dem man sich reiben kann. Nach dem alten Satz: Nichts ist für einen Autor förderlicher als eine starke Zensur. Haben wir halt nicht. Aber selbst wenn Sie mir sagen würden: Wenn Ihr Land so gut funktioniert, dann wird hier keine grosse Literatur entstehen – dann würde ich sagen: Diesen Tausch ist es mir wert.

tageswoche.ch/+50h1j

×

Holzpark Klybeckquai

Baueingabe trotz unsicherer Finanzierung

von Dominique Spirgi

Über das Projekt mit dem Namen «Holzpark» wurde bereits viel geschrieben und noch mehr diskutiert. Die Basler Regierung hatte das gut 12500 Quadratmeter grosse ehemalige Migrol-Areal am Klybeckquai im April dem Verein Shift Mode zur Zwischennutzung übertragen. Dies hatte zur Folge, dass die Wagenplatz-Bewohner massiv zusammenrücken mussten, was bekanntlich einigen Staub aufwirbelte.

Inzwischen ist wieder Ruhe eingkehrt, und die Verantwortlichen des Vereins Shift Mode, die auf dem Gelände als Host für verschiedene Zwischennutzungsprojekte auftreten möchten, haben zusammen mit der Kunstmesse Scope ein Bauprojekt entwickelt, das nun konkretisiert werden soll.

Bauliches Herzstück des Projekts sind vier Holzhallen, zwischen 880 und 1580 Quadratmeter gross, die variabel nutzbar sind. «In ihnen wird (...) alles Platz haben», schreiben die Initianten, die neu in einer gemeinsamen Trägerschaft mit Namen Basel Art and Culture Hall oder kurz Bach auftreten, «von Kindernachmittagen und Quartierveranstaltungen, über Festivals, Konzerte, Theater, Performances bis zu Messen, Kongressen und Symposien.»

Neue Heimat der Kunstmesse Scope

Diese Aufzählung beinhaltet tatsächlich fast alles, was man sich vorstellen kann. Nutzerin Nummer eins wird aber die Kunstmesse Scope sein, die ihre Zelte schon früher jeweils während der Art-Woche auf dem Gelände aufgeschlagen hat.

Eine Win-win-Situation, wie die Beteiligten in jüngerer Vergangenheit gerne verkündeten: Die Scope muss nicht jedes Jahr erneut ihr Riesenzelt aufschlagen und Shift Mode kommt zu Bauten, die sie das restliche Jahr hindurch mit nicht-kommerziellen Kulturnutzungen füllen kann.

Der Begriff «Baueingabe» klingt nun aber konkreter, als sich der Stand des Projekts gegenwärtig präsentiert. Die Bauentwürfe des Architekten Kurt Schuwey sind

zwar vorhanden, nicht aber die nötige Bau-summe von 1,75 Millionen Franken.

«Bis jetzt sind 500 000 Franken zusammengekommen», sagt Thomas Brunner vom Verein Shift Mode. Es handelt sich um 250 000 Franken, die der Kanton als Beitrag an den Infrastrukturaufbau in Aussicht gestellt hat und um einen gleich hohen Beitrag, den die Kunstmesse Scope einschiessen möchte.

Bis Ende Jahr will die Trägerorganisation Bach weitere Geldgeber oder Natursponsoren gewinnen und bei Banken einen Projektkredit einholen. Brunner ist sich bewusst, dass die Zeit bis Ende Jahr ausgesprochen knapp ist und man bei den Gesprächen mit den Banken viel Überzeugungsarbeit leisten müssen.

Die Holzpark-Initianten haben ihre Hoffnungen, dass sie ihr Wunschprojekt verwirklichen können, natürlich noch nicht aufgegeben. Dennoch haben sie aber bereits einen «Plan B» im Hinterkopf. Wenn sich der Bau der Hallen nicht finanzieren lässt, wird Scope weiterhin Jahr für Jahr ihr Zelt aufschlagen. «Dies würde die bereits aufgelegten Projekte von Shift Mode aber stark beeinträchtigen», sagt Brunner.

tageswoche.ch/+jsj61

×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.



Ein Unterstützungsfall? Basel gibt auch dem CSI Geld aus dem Lotteriefonds.

FOTO: KEYSTONE

Lotteriefonds-Gelder

Bund übt harsche Kritik an der Regierung

von Renato Beck

Seit letzte Woche das Schreiben aus Bern bei Justiz- und Sicherheitsdirektor Baschi Dürr (FDP) auf dem Tisch landete, gibt man sich bei der Behörde kurz angebunden. «Wir bestätigen den Eingang eines Schreibens der Lotterie- und Wettkommission (Comlot) und werden dieses im Detail prüfen», vermeldet das Departement «abschliessend».

Die Aufsichtskommission Comlot hatte gestützt auf juristische Abklärungen des Bundesamts für Justiz festgestellt, dass Basel-Stadt Bundesrecht verletzt, indem sie Lotteriegelder auch an kommerzielle Veranstalter vergibt, die keine gemeinnützigen Interessen verfolgen. Gestützt auf einen neuen Passus in der Swisslos-Verordnung betreibt die Regierung mit Hunderttausenden Franken unzulässiges Standortmarketing über sogenannte «Schwerpunktprojekte».

Unterstützung für «Lion King»

Auch das Parlament wird sich nun mit der rechtswidrigen Basler Verordnung auseinandersetzen. SVP-Grossrat Joël Thüring hat in der Bildungs- und Kulturkommission einen entsprechenden Antrag gestellt. Die Regierung habe sich weit vom ursprünglichen Gedanken entfernt, wofür Lotteriegelder eingesetzt werden sollen.

Wenn grosse Summen in profitorientierte Veranstaltungen wie Musicals (etwa «The Lion King») fliessen, fehle das Geld bei Kultur- und Sportprojekten, die die Unterstützung nötig haben: «Das ist unfair jenen gegenüber, die ein unterstützungswürdiges Projekt eingereicht haben und eine Ablehnung erhalten.»

Thüring verlangt von der Regierung, die Verordnung so anzupassen, dass sie bundesrechtskonform ist. Dasselbe fordert SP-Grossrätin Franziska Roth, die den Umgang der Regierung mit der jahrelangen Kritik an fragwürdigen Geldvergaben moniert: «Ich bin enttäuscht, dass die Regierung bei der Anpassung der Verordnung wenig Fingerspitzengefühl gezeigt hat und die kritische und auch bemängelte Vergabep Praxis nicht ändert, sondern legitimiert.»

Auch Baselland gibt Geld für Kommerz

Allerdings waren es die Parlamentarier selber, die der Regierung empfohlen hatten, die Verordnung an die Vergabep Praxis anzupassen. Die Finanzkommission verlangte letztes Jahr angesichts der Kontroverse um Swisslos-Zustüpfen an die Wehrmännerentlassung oder den «Musikantenstadl» von der Regierung, die «Verordnung den tatsächlichen Verhältnissen anzupassen».

Kommerzielle Veranstaltungen, namentlich die Swiss Indoors und die Baloise Session, erhalten auch Beiträge aus dem Swisslos-Fonds Baselland. In der Verordnung des Landkantons sind kommerzielle Veranstalter aber nicht explizit ausgeschlossen.

tageswoche.ch/+9taur

×

Gastronomie

Die «5 Signori» übernehmen das «eo ipso»

von Andreas Schwald

Das Restaurant eo ipso im Gundeldinger Feld hat einen neuen Betreiber. Ab Februar 2015 übernehmen die Wirte des Gundeldinger Restaurants 5 Signori das Lokal. Erst im August hatte die bisherige Betreiberin Lonja Schmid ihre Kündigung auf Ende Januar 2015 bekannt gegeben. Zwölf Jahre führte sie das Restaurant mit der Bar, am Schluss habe der Betrieb nicht mehr rentiert.

Laut Pascal Biedermann von der Verwaltung des Gundeldinger Felds wird der Betrieb im Januar noch aufgefrischt. Die Eröffnung finde Anfang Februar statt. Der Mietvertrag mit den bisherigen Betreibern wird bereits auf Ende Dezember aufgelöst. «Die Wirte sind echte Handwerker, sie setzen auf frische und regionale Küche», sagt Biedermann. Das entspreche auch dem Wunsch der Verwaltung: «Unter allen Bewerbern haben wir in der Ausschreibung deshalb dem Team der «5 Signori» den Zuschlag gegeben.» Der gesamte Rahmen des Lokals werde ähnlich dem bisher gewohnten sein, so Biedermann.

Bis Januar nur Tapas aus der Küche

Tim Kröpfli von der Geschäftsleitung der «5 Signori» betont denn auch, dass ihm der Betrieb des «eo ipso» am Herzen liege. «Ich wohne im Gundeli, kenne das Lokal und schätze es sehr», sagt Kröpfli. Es sei ein tolles Lokal, eine urbane Oase und einer der wenigen Treffpunkte im Quartier. «Wir wollen das aufrechterhalten.»

Details über das neue Konzept wollen die neuen Betreiber noch keine angeben. Für «5 Signori» ist es allerdings ein grosser Schritt: Bis jetzt bewirtschaftete das Team um Kröpfli das mit 12 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnete Restaurant an der Güterstrasse. Die grosse Halle des «eo ipso» mit dem Barbetrieb sei für sie eine Herausforderung und eine grosse Chance.

Preislich soll sich das «eo ipso» etwa im gewohnten Rahmen bewegen, sagt Kröpfli. Bis im Januar läuft der Betrieb unter den bisherigen Betreibern noch eingeschränkt: Geöffnet ist montags bis freitags nur noch ab 17 Uhr, die Küche bietet täglich Tapas bis 23 Uhr an.

tageswoche.ch/+yqokl

×



In Deutschland längst Alltag, nun auch in der Schweiz Realität: Entsorgungsstationen. FOTO: FELIX MICHEL

Bahnhof SBB

Pendler sollen neu auch selber recyceln

von Felix Michel

Herumliegende Zeitungen, klebrige Alu-Dosen und Zigarettenstummel – das tägliche Übel am Basler Bahnhof SBB, vor allem zu Stosszeiten. Was jeder Pendler kennt, soll jetzt aber vorbei sein. Seit Montag können Pendlerinnen und Pendler Zeitungen, PET-Flaschen und Alu-Dosen getrennt entsorgen. Damit steigt auch die Zahl an Entsorgungsmöglichkeiten an den Bahnhöfen.

Die SBB haben Recycling-Stationen aufgestellt, damit sich die Zugreisenden auch unterwegs umweltbewusst verhalten können. Neue Aschenbecher wurden von den SBB ebenfalls installiert, um dem Stummel-Littering auf Perron und Schienen Herr zu werden.

Stichprobe: Pendler finden es gut

Das neue Abfalltrennkonzert, das in Bern bereits seit 2012 läuft, wird jetzt auch in Basel, Genf, Luzern und am Hauptbahnhof Zürich lanciert. Die SBB machen mit der Kampagne «Danke, dass Sie Abfall am Bahnhof getrennt entsorgen» darauf aufmerksam. Mit spielerischen Aktionen sollen die Reisenden zusätzliche Informationen über die Ziele und Möglichkeiten der Abfallentsorgung erhalten.

In Basel stösst das neue Recycling-Konzept auf Zuspruch – zumindest bei einer

Stichprobe der TagesWoche: «Ich finde das eine gute Sache», stellt ein junger Mann fest, der täglich von Basel nach Luzern fährt. Denn er habe im Bahnhof SBB in Basel noch nie einen PET-Eimer gesehen.

«Die herumliegenden Zeitungen in den Zügen finde ich eklig», erklärt eine Pendlerin. Auch die Zigarettenstummel stören sie. Daher ist es für sie ein richtiger Schritt, solche Recycling-Stationen an den Bahnhöfen einzurichten. «Das Konzept passt zur allgemeinen Praxis», findet ein anderer Pendler, «es wird eben alles auf den Endverbraucher abgeschoben.»

500 Tonnen Recycling-Material

In Bern sind die Bahnreisenden schon seit 2012 fleissige Abfalltrenner. Als Pilotprojekt von den SBB lanciert, hat sich das Abfalltrennkonzert in Bern mittlerweile etabliert. 95 Prozent der Abfälle finden in Bern den korrekten Abfalleimer. Durch die Abfalltrennung der SBB werden jährlich 100 Tonnen Wertstoffe wie Alu oder PET wiederverwertet statt verbrannt.

Die SBB rechnen damit, dass sich durch die Recycling-Stationen an den fünf grössten Schweizer Bahnhöfen rund 500 Tonnen Zeitungen, Alu-Dosen und PET-Flaschen wiederverwerten lassen. «So stellen wir eine nachhaltige Abfallentsorgung sicher», erklärte Jürg Stöckli, Leiter SBB Immobilien, an der Medienkonferenz in Bern.

Mit den Recycling-Stationen wollen die SBB auch das Umweltbewusstsein fördern: «Das Vorgehen der SBB ist ein starkes Zeichen fürs Recycling», sagt Patrik Geisselhardt, Geschäftsführer Swiss Recycling, «dadurch werden Standards im Unterwegskonsum gesetzt.»

tageswoche.ch/+1d28z

Reaktionen aus der Community

von Valdy

• Immer mehr wird auf den Bürger abgelagert und den Mehrwert streichen die Unternehmer ein: Kosteneinsparung durch Onlinefahrkarten, Ausdruck derselben am heimischen Drucker und getrennter Müll lässt sich besser weiter verkaufen an die Recycler.

von Dinu Marsson

• Gut so. Ein richtiges, zukunftsweisendes System, gegen das wohl wieder die ewiggleichen eunuchischen Lebenslust-(undunlustdemest-)fanatiker Einsprache erheben werden.

Renato Brombin



Basels beste Marroni

von Daniel Faulhaber

Die TagesWoche hat getestet, wo in Basel Marroni besonders schmecken. Und der Sieger heisst am Barfüsserplatz ein: Renato Brombin. Er führt seinen Stand bereits in der vierten Generation und verzückte die Esser im nichtrepräsentativen Test. Nach der Prüfung von Konsistenz, Geschmack und Schälbarkeit gab es für die Testesser aus der Redaktion keinen Zweifel: auf der Skala von 1 (miserabel) bis 5 (exzellent) verdient der Stand die Bestnote.

Die Kollegen vom Zolli bis zum Claraplatz schnitten in den Stichproben allerdings nicht viel schlechter ab: Den kompletten Test mit allen Ständen präsentieren wir online. Eins vorweg: Die Marroniqualität hiebt Basel ohne Zweifel in den Rang einer südlichen Exklave.

tageswoche.ch/+1t8v7

Zahl der Woche

2000

von Amir Mustedanagic

In Basel-Stadt soll eine Maschine an Abstimmungs- und Wahlsonntagen übernehmen: Der Kanton testet maschinenlesbare Wahl- und Stimmzettel. Getestet wird das Verfahren von 2000 zufällig ausgewählten Stimmberechtigten, die diese Woche für einen Probelauf angefragt wurden. Die Teilnahme ist freiwillig, wie das Präsidialdepartement am Montag mitteilte. Die Rückmeldungen der Teilnehmer werden von der Universität Basel anonym ausgewertet. Die definitive Einführung ist ab dem Urnengang vom 8. März 2015 vorgesehen.

tageswoche.ch/+97ig5

Tram 8 nach Weil

Das Halbtax gilt nur auf einem Weg

von Dominique Spirgi

In den Tarifverhandlungen bei der neuen grenzüberschreitenden Tramlinie 8 ist ein Durchbruch gelungen – allerdings mit einem kleinen Schönheitsfehler: So gilt das Generalabonnement der SBB auf dem ganzen deutschen Teilstück, während das Halbtax-Abo nur bei der Hinfahrt von Basel nach Weil gültig ist.

Der Ausbau der Tramlinie 8 über die Landesgrenze bis nach Weil am Rhein wurde lange schon vor ihrer bevorstehenden Eröffnung am 14. Dezember als grenzüberschreitender Meilenstein im öffentlichen

Verkehr der Region Basel gefeiert. Das Prinzip der grenzenlosen Offenheit hatte allerdings besagten Haken: Die Gültigkeit des U-Abos auf der deutschen Teilstrecke war unbestritten, für das General- und Halbtaxabonnement der SBB galt dies aber nicht – ein Umstand, der in Basel weitem auf Unverständnis stiess.

Rückfahrt zum Vollpreis

Der Verkehrs-Club der Schweiz (VCS) taxierte diesen Umstand in einer Medienmitteilung vor einigen Tagen noch als «kläglich», kann sich aber seit Mittwoch dieser Woche bereits wieder beruhigen. So gab der Marketingchef der BVB, Stefan Schaffner, gegenüber der Nachrichtenagentur SDA bekannt, dass diese beiden nationalen Abos auf dem deutschen Teilstück der Tramlinie 8 nun doch gültig sein werden.

Allerdings nicht in vollem Ausmass, wie BVB-Sprecherin Dagmar Jenny gegenüber der TagesWoche präzisierte. So erlaubt das GA zwar auf dem ganzen deutschen Teil-

stück freie Fahrt, während das Halbtax-Abo nur bedingt für Ermässigung sorgt: Das Halbtax-Abo ist nur bei der Hinfahrt von Basel nach Weil gültig, bei der Rückfahrt müssen diese Abobesitzer ein Vollpreis-Billett lösen.

«Die Tariflandschaft über die Grenzen hinaus ist eine schwierige Geschichte», sagt Stephan Herzog von der Mobilitätsplanung Basel-Stadt. Das liege nicht zuletzt daran, dass Finanzierungsfragen nationale Hoheitsgebiete seien. Herzog betont aber, dass sich die Schweizer Seite offen gezeigt habe.

Dass die Schweizer Abos nun auf dem deutschen Teilstück der Tramlinie 8 gültig sind, ist eine einseitige Angelegenheit. Die deutsche Bahncard hat auf Schweizer Boden nach wie vor keine Gültigkeit. tageswoche.ch/+u7qud

Reaktionen aus der Community

von Piet Westdijk
• Ich finde das Resultat der Tarifverhandlungen annehmbar und bedanke mich. Toll, wie wir über die Grenze gehen können und uns überall zu Hause fühlen!

von B E Berger
• Ein Schildbürgerstreich erster Güte – basta.

ANZEIGE



8.90

Rioja El Coto Crianza
75 cl 27642

Spanien
100% Tempranillo

Intensives Rubinrot, Rote Frucht und Nuancen der neuen amerikanischen Eiche, Vanille. Gut ausgewogen, geschmeidig mit einem lang anhaltenden Abgang.

Helles Fleisch, Teigwaren, Fisch, Ziegenkäse

16 – 18 °C 5 Jahre

Beste Weine zu Spitzenpreisen



Qualität / Preis / Auswahl
www.landich.ch

8.95

Wallis, Schweiz
Johannisberg

Helle, gelbe Farbe, kräftiger Körper mit Aromen von reifen Früchten und einem leichten Mandelduft.

Aperitif, Fisch, Meeresfrüchte, Spargeln, Käseplatten

8 – 10 °C jung trinken

Johannisberg
75 cl 19525

8.95

Wallis, Schweiz
Pinot Gris (Malvoisie)

Delicate und leicht würzige Aromen, mit leichter Restsüsse, an Honig und Melonen erinnernd.

Aperitif, Geflügel, Fisch, Spargeln, Leberterrinen, Käseplatten

8 – 10 °C jung trinken

Malvoisie
75 cl 19527

9.95

Wallis, Schweiz
Petite Arvine

Fruchtig und trocken, Aromen nach Zitrus-Früchten, sässiges Finale.

Aperitif, Fisch und Meeresfrüchte

8 – 10 °C jung trinken

Petite Arvine
75 cl 19517

9.95

Wallis, Schweiz
Humagne Rouge

Rubinrotter und kräftiger Wein, duftet nach Waldbeeren, weiche Tannine.

Rotem Fleisch, Wildgerichten, Käseplatten

14 – 16 °C Kann schon jung getrunken werden

Humagne Rouge AOC
75 cl 19542

9.95

Wallis, Schweiz
Cornalin

Kraftig, würzig, mit feinen Tanninen und Komplexität.

Rotem Fleisch, Wild, Käseplatten

14 – 16 °C bis 2 Jahre

Cornalin du Valais AOC
75 cl 19534

Real del Monte

Die Katze auf dem heissen Blechdach ist fort, dafür zählt dieser Mann im mexikanischen Bundesstaat Hidalgo in der Mittagssonne Schäfchen.

TOMAS BRAVO/REUTERS

**New York**

Diese Plastiksäcke warten nicht auf die Müllabfuhr, sondern auf den Startschuss: Die Läufer unter den Folien halten sich für den New York City Marathon warm.

EDUARDO MUNOZ/
REUTERS

**Tacloban**

Auf Abwegen: Am 8. November jährt sich das Unglück, das der tropische Wirbelsturm Haiyan über die Philippinen brachte und auch dieses Schiff auflaufen liess.

ERIK DE CASTRO/
REUTERS



Bagdad

Traurig, traurig: Schiiten gedenken am Aschura-Tag des Todes des dritten Imam Husain in der Schlacht von Kerbela. Die Sicherheitsvorkehrungen sind hoch: Es wird mit blutigen Anschlägen auf die Pilger gerechnet.

THAIER AL-SUDANI/
REUTERS

**Berlin**

Poetischer Smog: Dieser Radfahrer filmt das malerische Sonnenlicht, das durch die Rauchschwaden einer Kunstinstallation fällt. Fabian Knecht hat sie für das «Festival of Future Nows» in Berlin entworfen.

HANNIBAL/REUTERS



Im November 2013 forderte der Taifun Haiyan über 6000 Todesopfer und hinterliess fünf Millionen Obdachlose.

Das Erbe des Taifuns

Online



Das Video zur Reportage:
tageswoche.ch/
5ukyr/

von Livio Marc Stöckli

Robi Alvarado steht im Schatten seines zweistöckigen Hauses, nur die Hände streckt er durch den Gartenzaun in die Sonne. Dünne Holzlatten bilden die Aussenwand des Gebäudes, obenauf liegt ein Blechdach. Über eine lose baumelnde Strickleiter, an deren Ende Alvarados zwei Söhne leise spielen, erreicht er das schiefe erste Stockwerk.

Auf drei mal sechs Metern befinden sich hier fünf Zimmer, die Alvarado zu je 600 Pesos (rund 13 Franken) im Monat vermietet. Die Zimmer sind ständig von mehrköpfigen Familien bewohnt. Im vergangenen Mai, ein halbes Jahr nachdem der Taifun Haiyan Alvarados Haus vollständig zerstört hatte, baute er es wieder auf – sturmsicher ist es immer noch nicht.

An der Küste von Barangay Poblacion I finden sich ein Jahr nach dem Taifun noch immer Trümmerstücke zerstörter Boote

in den Büschen. In der Bucht, in der bis 30 Meter hinaus Pfahlhäuser stehen, spült das Meer regelmässig kleine Holzsplitter an und «ab und zu auch immer noch ein Stück Stoff», wie Alvarado sagt.

Poblacion I ist das ärmste Viertel der Stadt Coron in der Provinz Palawan, einer Inselgruppe im Westen der Philippinen. Die grasigen Hügel im Umland von Coron sind die letzte Erhebung der Inselnation gegen Westen. Hier traf letzten November der Sturm auf Land, als die restlichen Philippinen die Evakuierungszentren bereits wieder verlassen konnten.

Schlimmer als der Tsunami

Als Anfang November 2013 der Taifun, der auf den Philippinen Yolanda heisst, quer über die Inselnation fegte, hinterliess er eine Spur der Verwüstung. «An den Folgen für die Bevölkerung gemessen ist Haiyan eine grössere Katastrophe als der Tsunami

vom Jahr 2004», sagt Bob McKerrow. Der Länderkoordinator des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK) organisiert auf den Philippinen in drei Regionen Wiederaufbauprojekte, darunter auch in Palawan.

Über fünf Millionen Einwohner sahen ihre Häuser zerstört, über vier Millionen wurden deswegen umgesiedelt oder zu Flüchtlingen. «Manila wurde in der Zeit nach Haiyan überschwemmt», sagt McKerrow. Bis zu 300 000 Menschen zogen nach dem Tropensturm ins Einzugsgebiet der Hauptstadt auf der Suche nach Platz für ein neues Leben.

Für viele ist das Einkommen an das Inselleben gebunden – sie sind Fischer, Bauern, Viehzüchter.

Der Neuseeländer McKerrow schaut aus dem Fenster eines der vielen Hochhäuser, die ihre Stockwerke über der 11,5-Millionen-Stadt Manila türmen: «Spricht man mit den Einwohnern hier, gibt es beinahe niemanden, der nicht nähere Verwandte hat, die direkt vom Sturm betroffen waren.»

Aber für viele wie Alvarado ist das Einkommen an das Inselleben gebunden – sie sind Fischer, Bauern, Viehzüchter. Mit der Flucht in die Grossstädte nähmen sie mehr Unsicherheit auf sich, als wenn sie ihre Häuser trotz der ständigen Sturmgefahr aus den verstreuten Trümmern wieder aufbauten. Und das taten die Einwohner in den Wochen und Monaten nach Haiyan.

Im indigenen Dorf Decalachao nördlich von Coron zerstörte der Sturm 128 von 380 Häusern komplett, als am Abend des 8. November Haiyan während einer Stunde «die Bäume peitschte», wie der Fischer Flaviano Novero sagt.

Novero steht im Garten, in dem er sich und seine sechs Kinder versteckte, unsicher, ob sie Schutz vor dem «Monster» fanden. Sein ganzes Eigentum flog damals mit dem Sturm davon, aber viel hatte er sowie so nicht, wie er selber sagt und lacht.

Probleme, die niemand sehen wollte

Heute besitzt Novero eines der Musterhäuser des SRK: feste und stabile Holzwände, mit Betonpfählen verankert. Die Hütten bieten wenig Charme, bestehen nur aus einem einzelnen Raum, der mit einem Ziehvorhang getrennt werden kann. Aber sie halten einem Sturm wie Haiyan stand.

Über 5000 solcher «Core Shelters» stehen bereits. 17 000 Haushalte wurden zudem mit Baumaterialien unterstützt, mit dem Ziel, ihre Häuser taifunsicher zu machen. Rund zwei Millionen Franken stehen für das Projekt in Palawan während zwei Jahren bereit – ein Haus kostet rund 1200 Franken.

Aber Haiyan brachte nebst dem Leid für die Bevölkerung auch unterschwellige Probleme zu Tage, die lange niemand sehen

Viele der philippinischen Inseln sind nur per Boot erreichbar.





15 Jahre Standplatzgarantie: Die wenigsten Einwohner leben in einem Musterhaus des SRK.

FOTOS: LIVIO MARC STÖCKLI

wollte. So etwa die bescheidenen medizinischen Versorgungsmöglichkeiten der meist abgelegenen Inseln. Aber auch gravierende Fragen zu den eigenen vier Wänden: Einerseits zeigte Haiyan, dass die wenigsten Häuser einem grossen Sturm standhalten – andererseits stehen genau diese unsicheren Häuser auf noch unsicherem Boden, denn die Grundstückfrage ist problematisch.

«Ein Desaster ist immer auch eine Chance», sagt Catalina Jaime, die Desaster-Risk-Reduction-Delegierte des SRK in Coron. «Haiyan hat Prozesse losgetreten, die seit Jahren fällig waren.» Aber dass eine Hilfsorganisation Katastrophenhilfe leistet und zur Aufwertung eines Landes bleibt, ist ein Kritikpunkt – nicht zuletzt seitens der Spender.

Das Teilprojekt «Livelihood» des Roten Kreuzes, das insbesondere in den vorwiegend indigenen Dörfern den Einwohnern helfen soll, ihre ökonomischen Chancen zu verbessern, steht dabei oft im Fokus der Kritik, da die Erfolge nur schwer einzuschätzen sind.

Das Rote Kreuz verspricht sich von der Hilfe zur Selbsthilfe eine grössere Investition in Haus und Bildung. Derzeit werden in Palawan mit dem «Livelihood»-Projekt rund 1500 Haushalte betreut. Jedoch trat gerade dadurch die Grundstückfrage zutage, denn oft sind die Häuser der Einheimi-

schen auf unsicherem Boden erbaut, ohne Papiere und ohne die Gewissheit, dass der Staat nicht plötzlich Anspruch erhebt. Zwar sichert sich das Rote Kreuz mit seinen «Core Shelters» 15 Jahre Standplatzgarantie. Millionen Einwohnern, die ihre Häuser selbst aufbauten, bleibt jedoch nur die Unsicherheit.

Haiyan, der Millionen Häuser aus dem Boden riss und Brachland zurückliess, veranlasste den Staat zu Umsiedlungsplänen. Das stellvertretende Viertelloberhaupt von Poblacion I, Tobias Florencio, weiss davon allerdings nur wenig: «Es heisst, 2015 sollen die Menschen umgesiedelt werden, die innerhalb der 40-Meter-Katastrophen-Buffer-Zone am Meer wohnen.»

Überfischung, Dynamit und Cyanid

Florencio sitzt in seinem Büro-Bungalow am Eingang des Viertels Poblacion I. Viele der Fragen, die ihm betreffend Landeigentum und zukünftigen Bauvorhaben gestellt werden, kann er nicht beantworten. Er weiss nur, dass es Pläne für Siedlungen «in Nähe des Flughafens» gibt, eine Autostunde entfernt.

Die Buffer-Zone würde rund die Hälfte der 900 Haushalte von Poblacion I betreffen – statt Pfahlhäusern würden Wissenschaftler weltweit lieber Mangrovensiedlungen und Deiche an solchen Stellen sehen. Viele Einwohner jedoch verdienen

ihr Einkommen mit der Fischerei, die ihrerseits durch Überfischung und Hilfsmittel wie Dynamit oder Cyanid in den letzten Jahren stark gelitten hat. Bei einer Umsiedlung verlören damit 2250 Menschen auf einen Schlag ihre Lebensgrundlage.

Und so sagt Florencio zu Recht: «Der Boden hier gehört Haiyan.» Er geht den schlammigen Pfaden im Ufergebiet von Poblacion I entlang und spricht hie und da mit einem Bewohner. Seit dreizehn Jahren lebt Florencio in Poblacion I, wo er seiner zweiten Beschäftigung als Baptistenpastor nachgeht.

In seinen Anfängen sei ganz Coron, das heute rund 43 000 Einwohner aufweist, wie ein kleines Fischerdorf gewesen. «Mittlerweile ziehen viele indigene Inselbewohner hierher, auf der Suche nach einem Stück Land», sagt Florencio. Er steht vor einem Coiffeursalon, zwei kleine Mädchen schauen ihn ehrfürchtig an.

Florencio ist in seiner Doppelrolle als Pastor und Vize-Viertelloberhaupt nahe an den Nöten und Ängsten der Einwohner. Er versucht zu helfen, dabei fühlte er sich noch selten so hilflos wie jetzt in der Zeit nach dem Sturm. Dass der Staat sagt, es ginge bei den Umsiedlungsplänen um Sicherheit, weiss er und glaubt es doch nicht ganz.

tageswoche.ch/+5ukyr

×

Der Fall der Berliner Mauer bleibt ein Gewinn, der jedoch auf Kosten des ostdeutschen Selbstbewusstseins geht.

Es hätte anders laufen können

von Gregor Gysi

Vor 25 Jahren fiel die Berliner Mauer. Anschliessend wurde auch die Grenze zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland geöffnet. Vor 24 Jahren vollzog sich die Deutsche Einheit. Diejenigen, die glaubten, dass man die DDR noch reformieren könne, mussten letztlich akzeptieren, dass es dafür viel zu spät war. Diejenigen, die so schnell wie möglich Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik Deutschland werden wollten, müssen inzwischen akzeptieren, dass man einige Schritte anders hätte gehen sollen.

Zunächst sei festgehalten: Die früheren Bürgerinnen und Bürger der DDR haben durch den Fall der Mauer und die Herstellung der Deutschen Einheit an Freiheit und Demokratie, an Reisemöglichkeiten, an Rechtsstaatlichkeit gewonnen. Seitdem kennen sie ein Angebot an Waren und Dienstleistungen, das ihnen vorher verschlossen war.

Freiheit ist anstrengend

Auf der anderen Seite gibt es in einem Umfang Arbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigung, Sorgen hinsichtlich der Bezahlbarkeit der Wohnungen, wie sie sie früher nicht kannten. Die Übersichtlichkeit und eine bestimmte Art der Solidarität sind ver-

loren gegangen. Die Kriminalität hat derart zugenommen, dass eine neue Form von Angst entstanden ist.

Zudem kann eine grössere Freiheit durchaus anstrengend sein. Entscheidungen werden einem nicht mehr abgenommen. Man muss versuchen, sie selbst verantwortungsbewusst zu treffen.

Zunächst war der Fall der Mauer ein Irrtum. Das ist oft so bei welthistorischen Ereignissen.

Bemerkenswert ist, dass das Interesse an der Demokratie insofern abnimmt, als die Wahlbeteiligung immer geringer wird. Bei der ersten freien Wahl zur Volkskammer der DDR im März 1990 lag sie bei über 90 Prozent. Heute liegt sie bei Landtagswahlen im Osten schon unter der Hälfte der möglichen Stimmen.

An den 9. November 1989, den Tag des Mauerfalls, habe ich eine gute Erinnerung. Zunächst war der Fall der Mauer ein Irrtum, ein Versehen. Das ist aber häufig so bei welthistorischen Ereignissen.

Eigentlich sollte Günter Schabowski für seiner Pressekonferenz nur mitteilen, dass diejenigen, die die DDR für immer verlassen wollten, nicht mehr in westdeutsche Botschaften anderer Länder zu reisen brauchen, sie könnten direkt die Grenzübergangsstellen der DDR benutzen. Da er aber zwischen den unterschiedlichen Begriffen von «ständiger Ausreise» und «Ausreise» nicht unterscheiden konnte, erklärte er dies für alle Menschen mit Reisewünschen. Aber selbst wenn er es anders erklärt hätte, wäre es eben zwei Wochen später passiert.

Als ich die Gesichter im Fernsehen sah, wusste ich, wie man sich befreit fühlt. Ich selbst ging nicht nach Westberlin, weil ich seit Januar 1988 dienstlich die Möglichkeit

hatte, in den Westen zu reisen. Ausserdem hatte ich am nächsten Morgen eine Gerichtsverhandlung. Ich hatte die Strafverteidigung für einen Mann übernommen, der des Mordes angeklagt war. Und ich kenne die deutsche Justiz. Die lässt doch eine Verhandlung nicht deshalb ausfallen, weil am Vortag ein welthistorisches Ereignis stattgefunden hat. Und so war es auch, die Verhandlung fand statt.

Ausserdem sagte ich meiner Lebenspartnerin, dass dies der Anfang vom Ende der DDR sei, was sie bestritt – wie man heute weiss, sollte ich recht behalten. Später, als ich Reformen für die DDR vorschlug, erinnerte sie mich an meinen Satz – und da hatte sie recht.

Man hat nichts übernommen

Für die Vereinigung gab es zwei Wege. Entweder man hätte eine neue Verfassung erarbeitet, die durch einen Volksentscheid in der DDR und in der BRD angenommen worden wäre. So sah es das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland vor. Das hätte bedeutet, dass ein neuer deutscher Staat entstanden wäre, der die Rechtsnachfolge der DDR und der BRD angetreten hätte.

Diesen Weg wollte Helmut Kohl nicht. Er schlug stattdessen vor, dass die DDR dem Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland beitrage, und zwar gemäss Art. 23 des Grundgesetzes. Deshalb musste der Artikel hinsichtlich der Verfassung geändert werden. Alles ist dann auch so geschehen.

Da die Bundesrepublik Deutschland eindeutig gesiegt hatte, konnte sie nicht aufhören zu siegen. Das aber bedeutete auch, dass sie sich nichts im Osten anschaut hat.

Über 90 Prozent musste man überwinden, aber es gab auch Dinge, die man in ganz Deutschland hätte einführen können. Das gilt etwa für das flächendeckende Netz an Kindertagesstätten, für die Nachmittagsangebote zur Beschäftigung von Kindern an Schulen, für Polikliniken mit einem Hausarzt und allen Fachärztinnen und Fachärzten, für die Berufsausbildung mit Abitur, für die einfache Rechtssprache, für fortschrittlichere Bestimmungen für schwule Männer.

Man hat sich nichts angesehen und hat nichts übernommen. Dadurch wurde das Selbstbewusstsein der Ostdeutschen gedrückt und die Westdeutschen hatten kein Vereinigungserlebnis. Mit anderen Worten, sie erlebten nicht, dass sich ihre Lebensqualität durch die Vereinigung mit dem Osten an irgendwelchen Punkten erhöhte.

Wenn jetzt im Nachhinein solche Dinge eingeführt werden, verbinden die Menschen das nicht mehr mit dem Osten. Das ist sehr schade, weil es anders hätte laufen können. Ich habe daraus die Schlussfolgerung gezogen: Wenn man Sieger ist, muss man lernen, mit dem Siegen aufzuhören. Sonst beginnt man zu zerstören.

Der Mauerfall war und bleibt ein grosser Gewinn.

tageswoche.ch/+i77lg

x



Gregor Gysi ist deutscher Rechtsanwalt und Politiker (Die Linke).

ANZEIGE

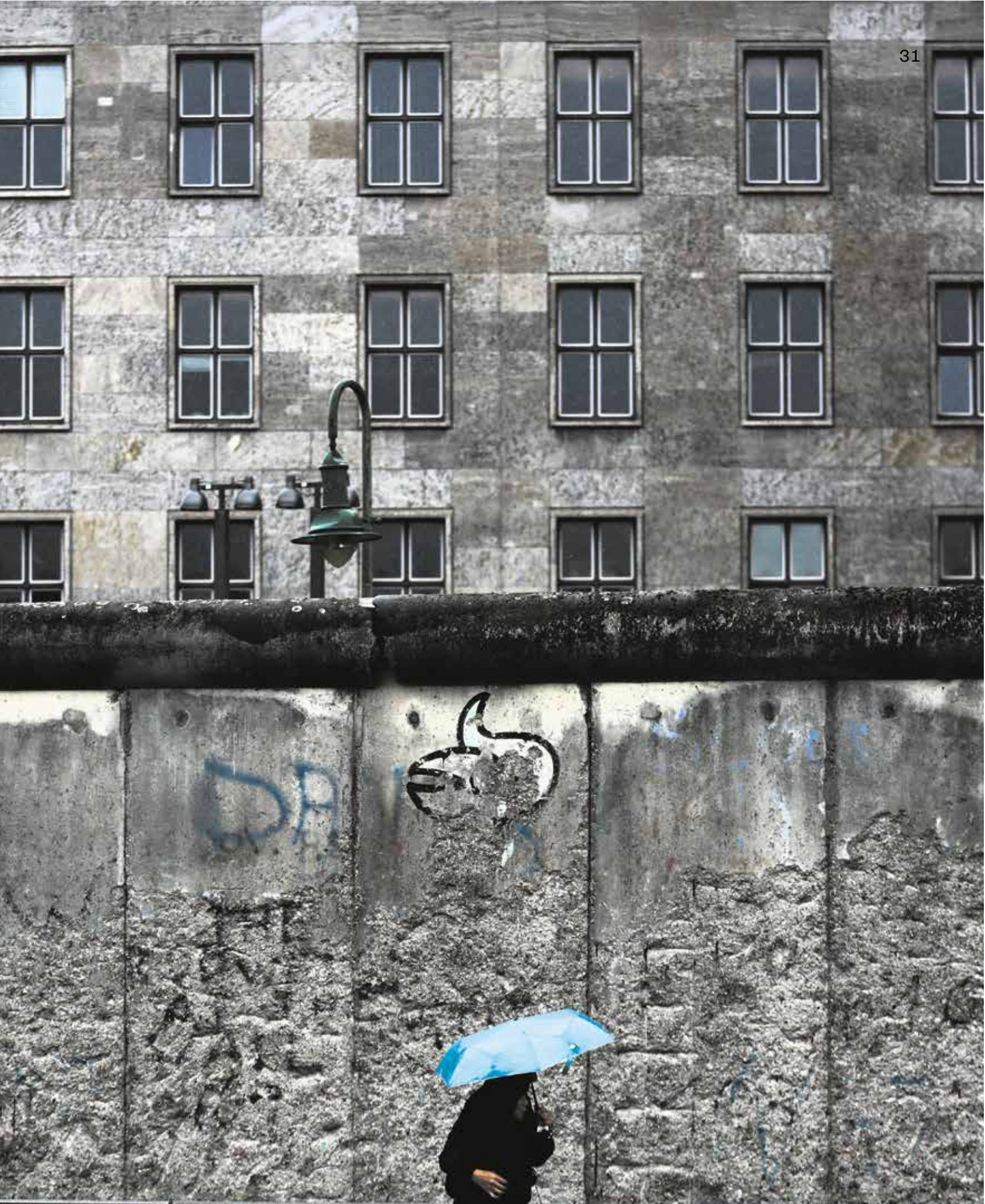
FENSTERABDICHTUNG
Montage: vor Ort im Montagewagen

- energiesparend (ca. 25%)
- lärm-dämmend (ca. 50%)
- umweltschonend
- kostenbewusst

Wir sind spezialisiert...

Reissen Sie Ihre Fenster nicht heraus, wir sanieren sie!

F+T Fensterabdichtung GmbH
Eptingerstr. 48, 4132 Muttenz
Tel. 061 763 04 70
www.fensterabdichtung.ch



Die Mauer ist nur noch ein Relikt, doch der Preis der Freiheit ist eine neue Form der Angst im Osten.

FOTO: KEYSTONE

Am 9. November geben die Katalanen ihre Meinung über ihre politische Zukunft ab – gegen den Willen Madrids. Es ist der vorläufige Schlusspunkt eines jahrelangen Nervenkriegs.

Unabhängigkeit – jetzt erst recht!

von Julia Macher

Guten Tag, wir sind Freiwillige des 9. November. Hätten Sie einen Moment Zeit für eine Umfrage?» Routiniert rattert Laia Casulà ihr Sprüchlein herunter, sobald sich die Tür einen Spalt öffnet. Die 33-jährige Informatikerin ist eine von über 30 000 Freiwilligen der Pro-Unabhängigkeitsplattform Assemblea Nacional, die in Katalonien derzeit von Tür zu Tür ziehen und nach den Wünschen und Vorstellungen für ein unabhängiges Katalonien fragen.

Es ist ein sehr hypothetischer Fragebogen, den sich die Bürgerplattform da ausgedacht hat. «Wenn Katalonien ein eigener Staat wäre, hätte es zwischen 8 und 16 Milliarden Euro mehr zur Verfügung. Was sollte man ihrer Meinung nach damit tun?», steht da beispielsweise. Oder: «Ein neues Land ermöglicht demokratische Erneuerung von Grund auf. Was sollte dabei oberste Priorität haben?»

Die Umfrage soll Unentschlossene von den mutmasslichen Vorteilen einer Unabhängigkeit überzeugen. Doch tatsächlich ist es die letzte Frage, die für die meisten Diskussionen sorgt. «Gehen Sie am 9. November wählen?» «Ist das denn jetzt erlaubt?», fragt unsicher eine alte Dame. «Was passiert mit meinen Daten?», will der Architekt ein paar Häuser weiter wissen.

Laia seufzt: «Die Lage ist kompliziert.» Tatsächlich ist die Lage wenige Tage vor dem 9. November so verworren, dass es etwas mehr als guten Willen braucht, um sie zu verstehen. Aus dem Referendum ist eine «offizielle Befragung» geworden und aus der offiziellen Befragung eine «Bürgerbeteiligung». Anfang der Woche hat das spanische Verfassungsgericht nun auch dieses Konstrukt vorläufig suspendiert, weil es im Kern seinen Vorgängern entspräche.

Die Vorbereitungen gehen trotzdem weiter. Durch Barcelona fahren Busse mit

der Aufschrift «Du nimmst teil, du entscheidest». Wahlzettel und Urnen sind gedruckt und sollen dieser Tage an Schulen, Kindergärten und andere semi-öffentliche Institutionen ausgeliefert werden, die sich bereit erklärt haben, bei der symbolischen Abstimmung mitzumachen.

Die auf Sonntag angesetzte Bürgerbeteiligung wandelt sich dieser Tage in einen trotztigen Akt des Protests. «Ja, ja, natürlich weiss ich, dass das keine echte Abstimmung ist. Aber irgendetwas müssen wir doch tun», sagt eine Dame im Businesskostüm und schiebt herausfordernd ihr Kinn nach vorne. «Sollen sie doch kommen und die Urnen konfiszieren.» Im Herbst 2014 ist die Revoluzzer-Attitüde auch für das katalanische Bürgertum tragbar.

**Aus dem Referendum ist
eine «offizielle Befragung»
geworden und aus der
offiziellen Befragung eine
«Bürgerbeteiligung».**

Während Laia Casulà in der Industriestadt Badalona von Haus zu Haus zieht, steht der katalanische Ministerpräsident Artur Mas ein paar Kilometer Luftlinie weiter südlich in einem Hotelsaal vor 2000 Repräsentanten aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und ruft staatsmännisch zur Gelassenheit auf. «Lasst uns der Welt ein Musterbeispiel an Bürgersinn sein.»

Mas wirkt entspannt, etwas erleichtert auch, dass sich ein fast zwei Jahre währendes Dramolett nun dem Ende zuneigt. Nachdem im September 2012 die Verhandlungen um einen Fiskalpakt, eine Neufinanzierung der wirtschaftsstarken Region

scheiterten, erhielt die Unabhängigkeitsbewegung massiv Zulauf, eine Million Menschen gingen damals auf die Strasse.

Mas rief vorgezogene Neuwahlen aus und kündigte im Folgejahr, auf Druck der secessionistischen Parteien, ein Referendum an: «Möchten Sie, dass Katalonien ein eigener Staat wird?» Und, wenn ja: «Möchten Sie, dass Katalonien ein unabhängiger Staat wird?» Madrid erteilte dem Anliegen im Februar erwartungsgemäss eine harsche Absage. Die Ausrufung von Referenden sei Staatssache, eine theoretisch mögliche Übertragung der betreffenden Staatskompetenzen an die autonome Region schliessen sowohl die Regierung wie auch die oppositionellen Sozialisten kategorisch aus. Ausserdem sei Spanien laut Verfassung unteilbar. Basta.

Die katalanische Regierung zog eine zweite Karte aus dem Ärmel: Das Referendum sollte zu einer «consulta» werden: einer Befragung nach noch zu schreibendem katalanischen Recht.

Einen Tag nach dem schottischen Unabhängigkeits-Referendum vom 19. September verabschiedete das Regionalparlament ein Gesetz mit dem sperrigen Titel «Gesetz über nicht-referentielle Volksbefragungen und Bürgerbeteiligung». Bei der feierlichen Unterzeichnung jubelten Hunderte auf dem Vorplatz des katalanischen Regierungspalais: «Habemus consultam». Und zogen drei Tage später wieder an den gleichen Ort zurück – bei strömendem Regen, diesmal, um zu protestieren.

Das Verfassungsgericht hatte das Gesetz auf Antrag der spanischen Zentralregierung im Eilverfahren vorläufig suspendiert. In Vic, Tarragona, Girona – überall skandierten Bürger trotzig «Votarem, votarem» («Wir werden wählen»).

Die Regionalregierung stand unter Zugzwang und zog Mitte Oktober eine dritte



Die Katalanen feiern am 12. Oktober an Spaniens Nationalfeiertag mit – und fordern die Unabhängigkeit.

FOTO: REUTERS

Karte aus dem Ärmel, die allerdings beinahe zum Bruch mit den anderen Pro-Unabhängigkeitsparteien führte: eine «Befragung im Rahmen einer Bürgerbeteiligung». Mit Urnen und Stimmzetteln, aber ohne Wahlregister und Beamte. Teilnehmer sollten sich vor Ort einschreiben, Freiwillige statt Beamte sollten dafür sorgen, dass alles mit rechten Dingen zugehe. Und: Eine bindende Wirkung habe das Ergebnis in keinem Fall.

Es war der Versuch, Zeit zu schinden und vor dem Wahlvolk das Gesicht zu wahren. Oriol Junqueras von der linksrepublikanischen Esquerra Republicana, Mas wichtigste Stütze, kochte vor Wut und forderte eine sofortige einseitige Unabhängigkeitserklärung; in den Vereinslokalen der beiden grossen Unabhängigkeitsplattformen Òmnium und Assemblea Nacional war von «Betrug» und «Verrat» die Rede.

Die einflussreichen Organisationen liessen sich fünf Tage Zeit, bevor die Präsidentinnen auf der Plaza Catalunya vor einem Meer aus gelben T-Shirts und Estelades, den sternverzierten katalanischen Pro-Unabhängigkeitsfahnen, die offizielle Position verkündeten: Ja, man unterstütze diese Befragung, den «neuen 9. November». Aber nur, wenn es Neuwahlen innerhalb

der nächsten drei Monate gebe, und mit nur einem Programmpunkt: Unabhängigkeit Ja oder Nein. Eine Kröte, die Mas zu schlucken hat. Das Thema hätte durchaus Potenzial, die zum Zerreißen gespannte Koalition der Pro-Referendums-Parteien zu sprengen.

Wo Realpolitik nicht möglich ist, wird Symbolpolitik zur Ersatzreligion.

Aber dem kommt in gewisser Weise das spanische Verfassungsgericht zuvor. Mit der vorläufigen Suspendierung verwandelte sie die Kröte der symbolischen Befragung in einen annehmbaren Prinzen. Denn so wird die Durchführung des einst als «Grillwürstchen-Referendum» verspoteten Prozederes zu einem heroischen Akt.

Dass eine solche Wahl vor allem die Überzeugten mobilisiert und, an demokratischen Prinzipien gemessen, durchaus anfechtbar ist, spielt keine Rolle. Wo Realpolitik nicht möglich ist, wird Symbolpolitik zur Ersatzreligion.

So kann Artur Mas vier Tage vor dem 9. November im Hotelsaal salbungsvolle Worte sprechen: «Wir verteidigen die Rechte aller Spanierinnen und Spanier: das Recht auf Meinungsäusserung, auf Partizipation, auf politische Ideen.»

Für die Abstimmung am Sonntag stehe alles bereit, den Freiwilligen drohe kein juristisches Ungemach, ihr Handeln sei durch die verfassungsmässigen Grundrechte geschützt, verspricht Mas. Im Übrigen werde seine Regierung die Madrider Regierung wegen Machtmissbrauchs verklagen. Es gibt minutenlangen Applaus.

Am späten Abend stellt sich Laia Casulà gemeinsam mit ihren Nachbarn auf den Balkon, schlägt mit Löffeln auf Töpfe und Deckel. Das Trommeln hallt durch das ganze Viertel. Bis zum Wahltag soll sich das Protestkonzert allabendlich um 22 Uhr wiederholen.

Im Radio kündigt Artur Mas erste Schritte für den Tag danach an. Er werde dem spanischen Ministerpräsidenten Mariano Rajoy einen Brief schreiben und abermals seine Dialogbereitschaft signalisieren – für weitere Verhandlungen über ein richtiges Referendum. Seine Worte gehen im Dröhnen und Klirren der Töpfe unter.

tageswoche.ch/+mf62x

×

Der ehemalige FCB-Trainer dümpelt mit Spartak Moskau im Mittelfeld der Liga. Nun wird es bereits eng für Yakin.

Eiszeit in Moskau

Schwache Resultate, kein Spektakel: Murat Yakin steht unter Druck.

FOTO: IMAGO



von Sergey Kuzovenko

Russischer Fussball kann krank machen. Noch Mitte Oktober sprach Murat Yakin ganz entspannt über den enorm frostigen Moskauer Herbst – zuletzt zeigte das Thermometer bis zu minus 9 Grad – und zupfte lächelnd an seiner Hose. «Wir haben ja genug Material. Es dauert ein Paar Tage, bis man sich daran gewöhnt», sagte der Münchensteiner zu «Sowjetski Sport».

Doch Ende Oktober musste er ins Krankenhaus gebracht werden – Angina, 39 Grad Fieber. Der Arzt verweigerte die Entlassung aus dem Spital, also musste Yakin das Cup-Aus von Spartak Moskau bei Rubin Kasan (0:2) am Donnerstag letzter Woche vom Bett aus verfolgen. An der Seitenlinie stand sein Assistent Marco Otero, einst Leiter Préformation des FC Basel. Am Wochenende konnte Yakin das Spital dann verlassen und sein Team beim 3:3 auswärts gegen Kuba Krasnodar coachen.

Murat Yakin ist in Moskau kalt erwischt worden. Sowohl vom Wetter als auch von den Gegebenheiten im russischen Fussball. Das Amt als Spartak-Trainer ist schon seit längerer Zeit kein Traumjob mehr. Derzeit entsteht der Eindruck, Yakin sei sich nicht ganz bewusst gewesen, welch schwere Bürde er auf sich genommen hat, als er in Moskau anheuerte.

Spartak-Fans sind sensibel

Nehmen wir an, Sie seien Fan des FC Basel. Und jetzt stellen Sie sich vor, der FCB würde in zehn Saisons keinen einzigen Titel mehr gewinnen. Vorgestellt? Nun wissen Sie, was ein Spartak-Supporter so ungefähr fühlt. Einst zur dominanten Macht in Russland aufgestiegen, mit neun Meistertiteln in der Periode von 1992 bis 2001, kann der Traditionsclub aus Moskau schon seit elf Jahren nichts mehr gewinnen. Die Folge: Die grösste Anhängerschaft Russlands ist ständig frustriert und unzufrieden.

Spartak-Fans sind meist misstrauisch und sensibel, und mit jedem weiteren Jahr wird das extremer. Je grösser die Euphorie nach einem Sieg, desto schmerzhafter der Schmerz und die Frustration, falls man am nächsten Spieltag wieder verliert.

Unter Yakin spielt Spartak derart instabil, dass es unter den Fans zu immensen Wutausbrüchen kommt. Und es scheint bereits der Moment gekommen, da sich die Geduld der Fans zu Ende neigt: Vier Ligaspiele ohne Sieg in Serie, Rang neun und 13 Punkte Rückstand auf den Leader Zenit St. Petersburg haben gereicht.

Man hat ja nie recht verstanden, warum von allen verfügbaren Trainern der Welt ausgerechnet Murat Yakin ausgewählt wurde. Angeblich soll Club-Boss Leonid Fedun vom Münchensteiner fasziniert gewesen sein. Zumindest nachdem Yakins FCB in Champions und Europa League Mourinhos Chelsea und auch den russischen Riesen Zenit St. Petersburg geschlagen hatte. «Mir wurde klar: Falls dieser Bursche trotz des knapp bemessenen Budgets Erfolg hat,

dann kann er auch aus Spartak das Beste herausholen», sagte Fedun im September.

Dann gab es die Geschichte mit José Mourinho und seiner Empfehlung. Auf der Suche nach Trainerkandidaten hat Fedun den Chelsea-Besitzer Roman Abramowitsch um Hilfe gebeten. Abramowitsch sollte Mourinho fragen, wer ihn zuletzt am meisten beeindruckt habe. Öffentlich wurde, Mourinho habe geantwortet: «Nehmt Yakin.» Nur wenige wissen, dass «The Special One» zwei weitere Namen nannte: Mauricio Pochettino (derzeit bei Tottenham) und Roberto Martinez (Everton).

Yakin wird vorgeworfen, er baue auf schlichten Defensivfussball und wisse nicht, wie man gegen schwächere Gegner agiert.

Da Spartak mit Siegen gegen Top-Mannschaften wie Dinamo und ZSKA Moskau einen prima Start in die Saison erwischte, wurden alle Zweifel an Yakins Berufung (fürs Erste) beiseitegewischt. Es gab eine Menge Begeisterung in der Presse. Und Yakin konnte sich über Schlagzeilen wie «Yakin hat deutsche Disziplin eingeführt» oder «Endlich mal kein Abwehr-Chaos bei Spartak» freuen.

Darauf aber folgten Niederlagen gegen die Schlusslichter Amkar und Ural – und sofort kamen im Klubumfeld wieder Misstrauen und Verärgerung auf. Plötzlich erinnerten sich die Fans wieder an die absurde Mourinho-Geschichte und beschimpften das Spartak-Management. «Man konnte doch voraussehen, dass Yakin Spartak zu einer defensiv geprägten, feigen Mannschaft machen wird», schrieb einer der Anhänger.

Plötzlich wissen alle, warum Yakin vom FCB trotz der gewonnenen Meisterschaft entlassen wurde. Weil eben nicht attraktiv genug gespielt wurde. Weil es «atmosphärische Störungen» im Team gab. Als die Resultate mit Spartak noch stimmten, wurde über diese Sachen hinweggesehen. Jetzt nicht mehr.

Plötzlich sind die Freunde weg

Und plötzlich hat Murat Yakin keine Unterstützung und keine Freunde mehr in Russland. Es wird ihm vorgeworfen, er baue auf schlichten Defensivfussball und wisse nicht, wie man gegen Gegner aus der unteren Tabellenhälfte agiert. Man wirft ihm vor, seine Mannschaft sei leicht durchschaubar und setze zu sehr auf Kontertaktik.

Man hält ihm vor, er versuche aus Spartak eine Art neues Basel zu formen. Dazu passt, dass sein Stürmer Artjom Dsjuba scheinbar perfekt in die Rolle passt, die Marco Streller beim FCB innehatte. Man wirft Yakin vor, dass er keine russischen Assistenten hat und deswegen die Verbindung mit manchen Spielern verliere. Ne-

ben Otero wurde Yakin von Markus Hoffmann, seinem Co-Trainer beim FC Basel, nach Moskau begleitet.

Keine Resultate, kein Spektakel, keine Anzeichen auf Besserung – einige Ex-Spieler von Spartak sind entsetzt, einige Fans fordern Entlassung. Es sieht nicht gut aus für Yakin, der Druck ist enorm.

Die Kritik des Spielers

Und als ob er nicht schon genug Probleme hätte, wurde vor dem wichtigen Spiel gegen Lokomotive Moskau auch noch die Nachricht verbreitet, es gebe Streit zwischen dem Trainer und den Spielern. Yakin und Spartak-Captain Artjom Rebrow haben die Gerüchte schnellstens dementiert. Trotzdem hat die Geschichte einen schalen Nachgeschmack hinterlassen. Zumal der Trainer im Spiel gegen Lokomotive eine reichlich bizarre Startaufstellung wählte: eine ohne Top-Scorer Dsjuba sowie ohne den Spielmacher und Star Roman Schirokow. Immerhin kamen beide in der zweiten Halbzeit noch ins Spiel, und Schirokow erzielte ein Tor, das im Endeffekt das Unentschieden rettete.

Nach dem Schlusspfiff allerdings geschahen wieder merkwürdige Dinge. Schirokow, der scharfzüngigste Profi der Liga, auch als russischer Joey Barton bekannt, warf Yakin ganz offen vor, die falsche Taktik zu benutzen. «Erstaunlich, dass Spartak lange Pässe nach vorn bevorzugt. Wir sollten das Umschalten von Verteidigung auf Angriff über die zentralen Mittelfeldspieler trainieren», sagte Schirokow in der Mixed-Zone. Und heizte damit die Gerüchte über ein Zerwürfnis zwischen Spielern und Trainer weiter an.

Im jüngsten Interview mit «Sowjetski Sport» klingt Murat Yakin trotzdem ganz cool. Mehrmals wiederholt er das Wort «Geduld» und spricht davon, mehr Zeit zu brauchen. Die allerdings hätte Ex-Spartak-Trainer Unai Emery auch gerne gehabt. Doch der Spanier wurde nach einem halben Jahr entlassen, als Spartak auf dem sechsten Rang war, mit zehn Punkten Rückstand auf den Leader ZSKA.

Das war im November 2012. Man sagt, Klubboss Fedun sei seither viel geduldiger geworden.

tageswoche.ch/+nlq0u

×

ANZEIGE



UNSERE WURZELN:

ITA WEGMAN KLINIK
& LUKAS KLINIK



Diagnose: Vorhofflimmern

Die Klinik Arlesheim ist bestens ausgerüstet für die Behandlung von internistischen Erkrankungen. Die umfassende Diagnose ist Basis für die individuelle Therapie.

Pfeffingerweg 1, 4144 Arlesheim, Telefon 061 705 71 11, www.klinik-arlesheim.ch

Als Kind sah Jean Willi mit an, wie sein Vater ins Gefängnis kam. Geschrieben hat der Basler Autor nicht nur darüber.

Aus Jean Willi ist doch etwas geworden

Man hat Mama vor dem Schlafzimerfenster gefunden. Da hat sie sich aufgehängt. Sie war krank. Sie wollte, dass dein Vater ins Zuchthaus kommt.»
Alex rührte sich nicht.

Jean Willi steht mit einem Plastikbecher Bier in der Hand vor dem grossen Karussell auf dem Petersplatz und sagt: «Wenn du wissen willst, wie es genau war, lies dieses Buch.» Er spricht von «Sweet Home», das vor 15 Jahren erschien und seine Geschichte erzählt.

Alex, das ist Jean Willi und Mama ist seine Stiefmutter, die man im April 1953 in ihrer Wohnung erhängt fand. Darauf wurde Robert Willi, der Vater des damals achtjährigen Jean, wegen Mordes verurteilt und verbrachte 15 Jahre im Gefängnis. Ob er wirklich schuldig war, wird bis heute stark bezweifelt. Er sei sich zu 99 Prozent sicher, dass sein Vater unschuldig war, sagt Willi und trinkt einen Schluck Bier. «Niemand kann es wissen.»

Autor Jean Willi kehrt zweimal im Jahr in die Heimat zurück – für die Fasnacht und die Herbstmesse.

FOTO: NILS FISCH



In dieser Geschichte soll es eigentlich um die Herbstmesse gehen, die Jean Willi selten auslässt, auch wenn er seit 40 Jahren auf Ibiza lebt. Es soll aber auch um sein neues Buch «Ödipus im Hier und Jetzt» gehen, das seit Kurzem erschienen ist, ein kluges Buch über einen Jungen, der nach dem Tod seiner Mutter versucht, seinen Vater ausfindig zu machen.

In erster Linie geht es aber um Jean Willi selbst, und da ist die wichtigste Anlaufstelle dieses Buch, das er als Reaktion auf die Geschichte um seinen Vater niederschrieb. Der Fall war minutiös dokumentiert und Willi dachte, indem er die Geschichte aufschrieb, würde er damit abschliessen können. «Leider war das Gegenteil der Fall. Es kam alles wieder hoch.» Obwohl er mit dem Buch den Fall publik gemacht hatte, fühlte er sich nach dessen Erscheinen umso mehr mit seiner Geschichte allein.

Der Vater sprach, Jean schwieg

«Aber das ist lange her.» Willi lächelt. Die Leute würden immer die Hände vor den Kopf schlagen und ihn bedauern, dabei sei das halt einfach nunmal so. Daran lasse sich nichts ändern. «Und jetzt – was möchtest du noch wissen?»

Willi ist 1945 in Basel geboren, kurz nach seiner Geburt trennten sich die Eltern, er wuchs bei seiner Tante auf und absolvierte eine Grafikerlehre, «damit ich was Ordentliches lernen würde, wie mein Vater meinte.» Die ewigen Diskussionen in seiner Jugend um seine berufliche Zukunft leuchteten ihm selten ein. «Wieso heisst es immer, man müsse etwas werden, wie kann man das überhaupt: Etwas werden? Das habe ich nie verstanden.» Wenn der Vater fragte: «Was wird aus dir?», dann schwieg der junge Jean. Göschenen-Airolo.

Muskeln hatte er nicht nötig, er war ein Kopfmensch, ein Intellektueller, dem Körpergehabte entwachsen. Er schwamm schnell, wenn er musste, und war beim Tischtennis nicht der Schlechteste; aber alles zu seiner Zeit.

Er wohnte in Basel und Paris, in Zwischennutzungen, ganzen Häusern für 400 Franken, in Zimmern mit nur einer Matratze, einem Lautsprecher und seiner Plattensammlung, mehr brauchte es nicht. Anfang Dreissig entschied er sich, mit einem Auto in die Sahara zu fahren. «Ein Jahr, dann wollte ich wieder zurück sein.»

Doch es kam anders: Auf dem Rückweg über Spanien beschloss seine damalige Freundin, auf Ibiza zu bleiben. Und Willi blieb auch. Im Verlauf der Jahre baute er sich ein Haus, in dem er noch heute wohnt, seit dem Tod seiner Frau allein mit einem Spanischen Windhund.

In Basel ist er mindestens zweimal pro Jahr – zur Fasnacht und wie jetzt zur Herbstmesse. «Die Herbstmesse hat mich schon in meiner Jugend fasziniert, wenn ich als Halbstarker – sagt man das heute noch? Halbstarker? – beim Aufbau auf dem Petersplatz herumliefe und die Schausteller bei ihrer Arbeit beobachtete.»

Alex war überrascht, wie schnell und wie gut er sich mit den Halbstarken verstand, die die Bahn aufstellten. (...) Fragten sie ihn etwas, machten sie sich nicht über ihn lustig. Sie nahmen ihn ernst. Dann wünschte er sich, mit ihnen weiterzuziehen und auf einer Bahn zu arbeiten.

Wenn Willi jetzt jeweils nach ein paar Monaten wieder in Basel ankommt, setzt er sich zuerst einmal in die Küche einer guten Freundin und trinkt einen Kaffee. Kommt an. Ganz wie früher sei es aber nicht mehr. «Ich bewege mich heute anders in Basel als früher», sagt er, «vielleicht sogar ein bisschen als Aussenseiter.» Letzteres klingt mehr wie eine Frage als eine Aussage. Willi schüttelt den Kopf. «Ich fühle mich hier aufgehoben, aber mein Zuhause ist auf Ibiza.»

Ob er vielleicht ein bisschen wie die Aussteiger in «Ödipus im Hier und Jetzt» sei, auf die der Protagonist Philip im Verlauf seiner Suche trifft, frage ich ihn. Jean Willi nickt langsam. Die farbigen Charaktere im Buch sind alles real existierende Personen aus seinem Umfeld. «Ödipus im Hier und Jetzt» sei quasi der Fortsetzungsroman von «Sweet Home», nach den 50er- und

60er-Jahren in Basel folgt damit die Geschichte der 68er, der Aussteiger und Edelstein-Hippies der New-Age-Bewegung.

Und im folgenden Buch geht es dann um die gestressten Manager der 90er? Weit gefehlt: Das nächste Buch spielt auf Ibiza und ist ein Thriller. Trotz seiner bald 70 Jahre denkt Jean Willi noch lange nicht ans Aufhören, er malt und schreibt noch jeden Tag und wenn ihm die Ideen ausgehen, dann steckt er Zettel und Stift in die Hosentasche und macht einen Spaziergang in den trockenen Hügeln, die sein Haus umgeben.

Das Bier ist leer, die Herbstmesse schliesst gleich. Nur noch eine Frage: Auch wenn Jean Willi jetzt auf Ibiza wohnt und die vielen Geschichten längst alle in Bücher gepackt sind, ist der Alex von damals auf dem Petersplatz noch da? Ist das er, auch nach all den Jahren noch? Jean Willi überlegt eine Weile, ohne seinen Blick von mir abzuwenden. Schliesslich nickt er und schmunzelt. Ja, das könne man so sagen.

tageswoche.ch/+trovf

×

Jean Willi: «Ödipus im Hier und Jetzt», Vidal Verlag Winterthur, 247 Seiten.

ANZEIGE

Klinik Arlesheim

UNSERE WURZELN:
ITA WEGMAN KLINIK
& LUKAS KLINIK

«Mein Arzt hat mir die Befunde und die Behandlung sehr gut erklärt. Nun weiss ich, wie ich wieder gesund werden kann.»

Pfeffingerweg 1, 4144 Arlesheim, Telefon 061 705 71 11, www.klinik-arlesheim.ch

Vor 175 Jahren wurde der Basler Kunstverein gegründet. Ein Fest soll ihn der Bevölkerung wieder näherbringen.

Was Kunst und Fahren teilen

von Karen N. Gerig

Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Rhein in Basel noch von einer einzigen Brücke überspannt, der Mittleren Brücke. Wer vom Gross- ins Kleinbasel wollte und umgekehrt, dem boten sich nicht allzu viele Möglichkeiten. Und so hatte ein schlauer Mann eine Idee: Die Einrichtung einer Fähre, welche ungefähr auf Höhe der heutigen Wettsteinbrücke den Rhein querte.

Der Mann hiess Johann Jacob Im Hof, und er hatte einen Hintergedanken. Nicht etwa der Schiffsbau lag ihm am Herzen, sondern die Kunst: Als Präsident der damaligen «Basler Künstlergesellschaft» wollte er den Erlös der Fähre für den Bau eines Basler «Künstlerhauses» nutzen.

Gewagt, gewonnen: Nicht nur eine, sondern gleich zwei Fähren fuhren bald zu diesem Zweck über den Rhein, und 1869 konnte Im Hof den Grundstein für das «Künstlerhaus» legen, das wir heute unter dem Namen Kunsthalle kennen. Weil die Künstlergesellschaft aber inzwischen mit dem «Basler Kunstverein» fusioniert hatte, war es der Verein, der stolz deren Eröffnung feiern konnte – ein Umstand, der bis heute nachwirkt (vgl. «Der Anspruch der lokalen Künstler an die Kunsthalle», S. 41).

Kostspieliger Unterhalt

Am kommenden Wochenende wird in der Kunsthalle wieder gefeiert: Das 175. Jubiläum des Kunstvereins fällt an. Es soll ein Volksfest geben, wünscht sich Präsident Martin Hatebur. Alle sind eingeladen, das Haus zu erkunden. Das Haus, von dem man oft vergisst, dass es mehr umfasst als nur den Ausstellungstrakt. Denn auch die Räumlichkeiten des Restaurants Kunsthalle, der Kunsthalle-Bar, der Campari-Bar, des Architekturmuseums und des Stadtkinos gehören dazu. Büros, Werkstätten und die hauseigene Bibliothek füllen die restlichen Räume.

Den Verantwortlichen beim Kunstverein hingegen ist die Grösse des Anwesens bewusst – fast schmerzlich. Denn obwohl das Land, auf dem der Gebäudekomplex

steht, der Stadt gehört und dem Verein im Baurecht kostenlos übergeben wurde, ist er verpflichtet, ihn instand zu halten. Eine kostspielige Angelegenheit.

Immer wieder führte der Verein in der Vergangenheit deshalb Fundraisings durch, um dringend nötige Renovationen bezahlen zu können. Die grösste Summe bislang verschlang die letzte Sanierung der Kunsthalle vor rund zehn Jahren. Acht Millionen kostete sie – ein Betrag, der mit den üblichen Einnahmen unmöglich zu stemmen war. Diese setzen sich zusammen aus Mitgliederbeiträgen, Spenden, Sponsoring, Erträgen aus der Liegenschaft sowie Staatsubventionen – wobei Letztere beide einen Zusammenhang aufweisen.

Hodler und Böcklin

Denn der Kunstverein hat sich verpflichtet, seine Räumlichkeiten nur für gastronomische und kulturelle Zwecke zu vermieten. So kommt es, dass ein Stadtkino zu sehr günstigen Konditionen dort seine Filme zeigen kann – so kommt es aber auch, dass der Kunstverein auf grössere Einnahmen verzichtet, die er durch etwa ein gastronomisches Angebot an derselben Stelle einnehmen würde.

Der Kanton wiederum verdankt diese implizite Kulturförderung durch höhere Subventionen. Diese werden hauptsächlich für den Ausstellungsbetrieb verwendet. Für alles, was einmalig anfällt, müssen andere Finanzierungsmöglichkeiten gefunden werden. Dazu gehören zum Beispiel Auktionen, wie sie im Vorfeld der grossen Sanierung 2003/04 durchgeführt wurden. Dem Verein blieb damals nichts anderes übrig, als einen Teil der vereinseigenen Sammlung zu versteigern. Da man damit deren Wert beträchtlich schmälerte, sorgte dieses Ansinnen für erhebliche Diskussionen.

Dabei war das keineswegs das erste Mal, dass Werke aus der Sammlung veräussert wurden. 1927 beispielsweise bestand die Regierung darauf, dass der Kunstverein Werke an die kantonale Kunstsammlung im Kunstmuseum abgibt.



Zu den insgesamt zwölf Gemälden, die damals den Besitzer wechselten, gehört Arnold Böcklins «Bildnis der Angela Böcklin als Muse» ebenso wie Ferdinand Hodlers Monumentalwerk «Der Blick in die Unendlichkeit» (dass das Kunstmuseum denselben Hodler zehn Jahre zuvor partout nicht hatte kaufen wollen, weil es Hodler keine kunsthistorische Relevanz attestierte, ist eine nette Randnotiz). 200 000 Franken erhielt der Kunstverein im Gegenzug von Basel, um die Kunsthalle zu erweitern und dringend nötige Sanierungen durchzuführen. Eine ähnliche Transaktion hatte bereits 1918 stattgefunden.

Nach zahlreichen Verkäufen sind die Bestände der einst stattlichen Sammlung, die über fast ein Jahrhundert von einer klaren Sammlungspolitik geprägt war, heute merklich ausgedünnt. Wer durch den Karteikasten blättert, der die Verkäufe auflistet, findet dort neben Hodler oder Böcklin weitere grosse Namen wie Cuno Amiet oder Hans



Zu Wein und Gesang lädt nicht nur Carl Brünners Wandbild im Restaurant Kunsthalle – sondern auch der Kunstverein. FOTO: H.-J. WALTER

Arp und weiss, dass man sich von vielen dieser Werke sicher nur ungern getrennt hat.

Ankäufe sind derweil schon länger nicht mehr budgetiert, und auch nach einer Sammlungs politik fragt man vergebens. Die Sammlung wächst heute nur noch durch Schenkungen, sei es durch Künstler und Künstlerinnen, die in der Kunsthalle ausstellen, oder sei es durch Privatpersonen wie zum Beispiel jenes Ehepaar, das der Sammlung zum letzten Neueingang verhalf: dem Porträt eines ehemaligen Hausmeisters der Kunsthalle, das nun in seinem goldenen Rahmen in der Bibliothek an der Wand hängt und die Bücher bewacht.

Bilder zum Ausleihen für fast alle

Der grosse Rest der Sammlung fristet sein Dasein in einem Depot auf dem Dreispitz und sieht selten das Tageslicht. Es sind vor allem Gemälde und Zeichnungen – von den wenigen Skulpturen haben die

meisten einen Platz im öffentlichen Raum erhalten. Doch auch ein paar Gemälde sind sichtbar, zum Beispiel im Restaurant Kunsthalle.

Und in manchen Firmen hängt vielleicht ein Kunstvereinsbild an der Wand. Und gar in Privathäusern. Denn die Werke aus der Kunstvereinsammlung können ausgeliehen werden – ein Service, den allerdings kaum mehr jemand nutzt. «Leider», sagt Sören Schmeling, der sich seit Jahren um die Belange der Sammlung kümmert.

Dabei wäre es so einfach: Mitglied werden beim Kunstverein, eine E-Mail an Sören Schmeling und dann ein Werk aussuchen. Sogar die Versicherung wird vom Kunstverein organisiert, und so investiert man nicht mehr als ein paar wenige Hundert Franken und hat dafür zwar keinen «Blick in die Unendlichkeit» im Wohnzimmer hängen, dafür aber vielleicht eine Hodler-Lithografie, eine Zeichnung von

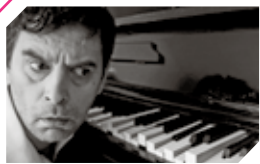
Kulturpreisträgerin Silvia Bächli oder ein Werk von Bruce Nauman.

Solche Möglichkeiten der Öffentlichkeit wieder in Erinnerung zu rufen, den Kunstverein wieder bekannter zu machen, auch darum geht es dem einst grössten Basler Verein bei seinem Jubiläumsfest am Wochenende. Und so haben die Künstler und Künstlerinnen, die in der Vereinskommission einsitzen, ein reichhaltiges Programm zusammengestellt, das mit Film, Musik, Kunst, Gesprächen, Speis und Trank den gesamten Gebäudekomplex der Kunsthalle miteinbezieht. Kunstvermittlung im breitesten Sinn, könnte man dies nennen. Johann Jacob Im Hof hätte es hoffentlich gefallen.

tageswoche.ch/+gfubn

×

175 Jahre Basler Kunstverein, Kunsthalle Basel. Samstag, 8. November 2014, 14–2 Uhr. Detailprogramm unter:
• www.kunsthallebasel.ch



THEATER
im Teufelhof Basel

AXEL PÄTZ

**MONTAG,
10. NOVEMBER,
20.30 UHR**

«DAS NIVEAU SINGT»

Deutsch

WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH



THEATER
im Teufelhof Basel

frauVOLKmann

**13.-15., 20.-22. UND
27.-29. NOVEMBER
(DO - SA)
20.30 UHR**

«SAUTOT!»

URAUFFÜHRUNG

Deutsch und
Mundart

WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH

**Gefährlich.
Unmenschlich.**

**Zu extrem
Zu einseitig
Unüberlegt
Daher Nein zu Ecopop!**
Urs Meister
Angestelltenvereinigung



**NEIN ZU
ECOPOP**

Die Gewerkschaften und Angestelltenverbände



**MUSEUM
DER KULTUREN BASEL**

Ausstellung
ab 25. Oktober 2014

**STROH
GOLD**

KULTURELLE
TRANSFORMATIONEN
SICHTBAR GEMACHT

Museum der Kulturen Basel
Münsterplatz 20, CH-4051 Basel
www.mkb.ch

Sa 08.11. 19:00

«Japanische Nacht» – Culturescapes Tokio 2014

19:00 «Silent Flowers» – Faust Quartett

21:00 «Yamanote» – Ensemble Inverspace

So 09.11. 11:00 · Promenaden

«Metamorphosen» – Sinfonieorchester Basel

Mo 10.11. 20:00

«Spuren» – Markgräflerhof-Kapelle

Mi 12.11. 20:00 · Eintritt frei

«Begegnungen am Südkaukasus» – artasfoundation

Zu Gast im Gare du Nord: Theaterabend

Do 13.11. 19:00

«Von der Dauer der Liebe» – camerata variabile

GARE DU NORD

**Internationales
LiteraturFestival**

**6. – 9. November
2014**

BuchBasel



www.buchbasel.ch

**Jeder Vierte
ist von Rheuma
betroffen.**

www.rheumaliga.ch/blbs

Spendenkonto: 40-20363-6



Rheumaliga beider Basel
Bewusst bewegt

Woher kommt die Forderung, die Basler Kunsthalle sei der regionalen Kunst verpflichtet? Eine Spurensuche.

Der Anspruch der Künstler

von Karen N. Gerig

Es ist, so scheint es, eine ewige Frage: Wie gross soll der Anteil an lokaler Kunst im Ausstellungsprogramm der Basler Kunsthalle sein?

Die Antwort der Verantwortlichen der Kunsthalle ist relativ einfach: «Laut Statut haben wir keinen regionalen Auftrag», sagt Martin Hatebur, Präsident des Kunstvereins. Tatsächlich lautet Artikel 2 in den «Statuten des Basler Kunstvereins» schlicht: «Zweck ist die Förderung und Vermittlung der bildenden Kunst, mit Schwergewicht auf dem zeitgenössischen Schaffen.»

Woraus also leiten diejenigen, die der regionalen Kunst gern mehr Platz verschaffen würden, ihre Forderung ab? Während die einen den Anspruch mit den Subventionen durch den Kanton verknüpfen, welche die Kunsthalle erhält, suchen die anderen den Grund in der Geschichte. Denn die Idee einer Kunsthalle entstand in der Basler Künstlergesellschaft. Doch weil es manchmal seine Zeit dauert, bis Ideen umgesetzt werden, war es zuletzt der Basler Kunstverein, welcher die Kunsthalle baute.

Unterschiedliche Ziele

1812 wurde in Basel die erste Künstlergesellschaft gegründet. Als Zweck formulierte diese die «Aufmunterung des Kunstsinnes, Verbreitung des guten Geschmacks, im Allgemeinen, Bekanntmachung der hiesigen Künstler und ihrer Arbeiten, gegenseitige Belehrung über Gegenstände der Kunst». Das gesellige Zusammensein der Künstler wurde ins Zentrum dieser Gesellschaft gestellt. In den politischen Wirren der 1830er-Jahre verlor die Künstlergesellschaft an Bedeutung. Viele Mitglieder verstarben, der Nachwuchs war rar, und so löste sich die Gesellschaft 1839 auf.

Im gleichen Jahr wurde der «Basler Kunstverein» gegründet. Auch er stellte «die Verbreitung des Kunstsinns in Basel» ins Zentrum seiner Bestrebungen. Darauf folgten jedoch weder die Belehrungen noch die «hiesige Kunst», sondern die «Hebung der schweizerischen Kunst» mittels Ausstellungen.

Es dauerte nicht lange, bis die Basler Künstler sich vom Kunstverein zu schlecht repräsentiert fühlten und deshalb eine zweite «Basler Künstlergesellschaft» ins Leben riefen. Das war im Jahr 1842. Eine prägende Figur dieser Gesellschaft war Johann Jakob Im Hof. Dieser regte 1854 die Inbetriebnahme zweier Rheinfähren an, um mit deren Erlös ein Basler «Künstlerhaus» zu bauen.

Bevor genug Geld beisammen war, fusionierte die Künstlergesellschaft 1864 mit dem Basler Kunstverein. Als dessen Präsident führte Im Hof sein Vorhaben weiter, bis er 1872 die Kunsthalle am Steinenberg eröffnen konnte.

Alte Forderungen

1888 dann wurde erneut eine Künstlergesellschaft ins Leben gerufen, aus denselben Gründen wie Jahrzehnte zuvor: Der Kunstverein erfüllte die Erwartungen einiger Künstler nicht, die sich in der Folge spalteten. Diese dritte Künstlergesellschaft besteht bis heute fort.

Der unterschiedliche Zweck von Gesellschaft und Verein ist somit bis heute bestehen geblieben. 175 Jahre nach Gründung lautet er beim Kunstverein allerdings nur noch schlicht: «Zweck des Vereins ist die Förderung und Vermittlung der bildenden Kunst, mit Schwergewicht auf dem zeitgenössischen Schaffen.»

Die Entstehungsgeschichte der Kunsthalle nährt jedoch immer noch die alten Forderungen an die Kunsthalle. Und tatsächlich hätte ohne das Engagement der Basler Künstler der Architekt Johann Jakob Stehlin-Burckhardt seinen repräsentativen Bau niemals erstellen können. Und die Basler Künstlerschaft könnte an diesem Wochenende nicht das 175-Jahr-Jubiläum des Kunstvereins in ebendiesen Hallen feiern. tageswoche.ch/+m1380 ×

Die Basler Künstlergesellschaft feiert ihr 200. Jubiläum. Zu diesem Anlass findet bis zum 29. November 2014 eine Ausstellung in der Universitätsbibliothek statt.

Festival



FOTO: © JULIA KLUG

BuchBasel

Basels grosses Buchwochenende flutet die Stadt mit 110 Veranstaltungen. Höhepunkt ist am Sonntag die Verleihung des Schweizer Buchpreises (11 Uhr, Theater Basel). Unbedingt hingehen würden wir zu Karen Köhler (Bild), die zum Glück nicht Kosmonautin wurde, wie sie wollte, sondern grosse Kurzprosa schreibt (Samstag, 15.30 Uhr, Literaturhaus). Oder zur ersten WG-Lesung mit Jaroslav Rudis, einer Reihe, die an der BuchBasel ihre erste Ausgabe hat (Sonntag, 19 Uhr, Klybeckstrasse 26). ×

BuchBasel: 6. bis 9. November.

• www.buchbasel.ch

7 Tipps zum Festival:

• tageswoche.ch/+hgk46

Comedy

Bingo Show

Es ist kein Lottoabend wie jeder Abend, der einen am Sonntag in Laufen erwartet. Denn für den Einsatz erwarten einen ungewöhnliche Preise und eine höchst unterhaltsame Spielleitung: Komiker Beat Schlatter und seine Basler Kollegin Anet Corti bringen ihre Bingo Show! nach Laufen, begleitet durch Livemusik von Tobi Gmür. Spielerisch den «Tatort» ignorieren? Nie fiel das leichter! ×

Kulturzentrum Alts Schlachthaus, Seidenweg 55, Laufen.

Sonntag, 9. November, 18 Uhr.

• kfl.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:

• tageswoche.ch/kulturflash

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen»).

Kinoprogramm

Basel und Region 7. bis 13. November

ANZEIGEN



EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE
GAUMEN- UND FILMGENUSS
GETRÄNKE A DISCRETION
Öffnung Ciné Deluxe: 19.45 Uhr
Filmstart: 20.15 Uhr

FILM «MY OLD LADY» | FREITAG, 21.11.2014 IM PATHE KÜCHLIN

MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

89^{CHF}
p. P.

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind demnächst an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **INTERSTELLAR** [12/10 J]
14.30/20.00^{E/d/f}
- **QUATSCH UND DIE NASENBÄR-BANDE** [6/4 J]
14.30^D
- **THE EQUALIZER** [16/14 J]
17.00/20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **PRIDE** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/d/f}
- **WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J]
FR-SO/MI: 12.30^D
- **THULETUVALU** [10/8 J]
13.30/19.15^{Ov/d/f}
- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
14.30/16.30/18.40/20.45^{F/d}
- **MR. TURNER – MEISTER DES LICHTS** [8/6 J]
14.30/17.15/20.15^{E/d/f}
- **DEUX JOURS, UNE NUIT** [10/8 J]
15.30/17.30/21.15^{F/d}
- **FINDING VIVIAN MAIER** [16/14 J]
SO: 10.45^{E/d/f}
- **MINERS SHOT DOWN**
SO: 11.00^{Ov/e}
- **ANSCHL. DISKUSSION MIT GÄSTEN AUS SÜDAFRIKA. ORGAN. KEESA (KAMPAGNE FÜR ENTSCHULDUNG)**
- **20'000 DAYS ON EARTH** [12/10 J]
SO: 11.30^{E/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **LE MERAVIGLIE** [8/6 J]
14.45/20.45^{Ov/d/f}
- **YALOM'S CURE** [8/6 J]
15.00/19.15/21.00^{E/d/f}
- **SLEEPLESS IN NEW YORK** [16/14 J]
16.45^{E/d/f}
- **DER KREIS** [14/12 J]
17.15^{Dialekt/f}
- **BLIND DATES** [16/14 J]
18.45^{Ov/d/f}
- **DARK STAR – HR GIGERS WELT** [16/14 J]
SO: 13.00^{Ov/d/f}
- **MY NAME IS SALT** [16/14 J]
SO: 13.15^{Ov/d/f}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- **LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J]
15.45/18.15^{Dialekt/D}
- **GALVARY** [16/14 J]
20.45–SO: 13.30^{E/d/f}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **WENN DER WIND SICH LEGT**
FR: 21.00^{Ov}

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J]
12.45/15.00/19.15^D
- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
FR/SA: 13.00/15.10/17.20/19.30/21.40
SA/SO: 10.45–SO-MI: 14.00/16.10/18.20/20.30^D
- **QUATSCH UND DIE NASENBÄR-BANDE** [6/4 J]
FR/MO/DI: 13.00–SA/SO: 11.00
SA/SO/MI: 14.00/16.00^D
- **TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES – 3D** [12/10 J]
13.00–FR-DI: 18.15^D
- **LOVE, ROSIE – FÜR IMMER VIELLEICHT** [6/4 J]
13.15–FR/MO/DI: 15.30
FR/SA: 18.00–FR-DI: 20.00
SO-MI: 17.45^D

- **DAS GRENZT AN LIEBE – AND SO IT GOES** [10/8 J]
13.20–FR/MO/DI: 15.30
FR/SA: 17.45–FR/DI: 20.15
SA/SO: 11.10
SA/SO/MI: 15.30–18.00^D
SA-MO/MI: 20.15–DI: 18.00^{E/d/f}
- **INTERSTELLAR** [12/10 J]
FR/MO-MI: 13.30/17.00/20.30
FR/SA: 22.45
SA/SO: 10.30/14.00/17.30/21.00–SA-MO/MI: 16.00^D
19.30–FR/DI: 16.00
SA/SO: 10.45^{E/d/f}
- **DRACULA UNTOLD** [14/12 J]
14.00–FR/SA: 22.15^D
- **IM LABYRINTH DES SCHWEIGENS** [12/10 J]
18.00/20.30–FR/MO/DI: 15.00^D
- **GONE GIRL – DAS PERFEKTE OPFER** [16/14 J]
15.15–FR-DI: 20.30
FR/SA: 23.30^D
- **THE LOVE PUNCH** [8/6 J]
17.10^{E/d/f}
- **ANNABELLE** [16/14 J]
21.30–FR/SA: 23.45^D
- **MAZE RUNNER – DIE AUERWÄHLTEN IM LABYRINTH** [12/10 J]
FR/SA: 22.30^D
- **MÄNNERHORT** [12/10 J]
FR/SA: 23.10^D
- **THE EQUALIZER** [16/14 J]
FR/SA: 23.45^D
- **DER 7BTE ZWERG – 3D** [0/0 J]
SA/SO: 10.45^D
- **DER KLEINE NICK MACHT FERIE** [6/4 J]
SA/SO: 10.45^D
- **THE BOXTROLLS – 3D** [6/4 J]
SA/SO: 10.45–SA/SO/MI: 15.30^D
- **Theater – FRANKENSTEIN**
MI: 20.00^{Ov}

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **DIE BOXTROLLS – 3D** [6/4 J]
13.00^D
- **MAZE RUNNER – DIE AUERWÄHLTEN IM LABYRINTH** [12/10 J]
15.15–FR/DI: 17.45
SA-MO/MI: 20.15^D
FR/DI: 20.15–SA-MO/MI: 17.45^{E/d/f}

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **GONE GIRL** [16/14 J]
14.00/17.15/20.30^{E/d/f}
- **DAS GRENZT AN LIEBE – AND SO IT GOES** [10/8 J]
15.00–FR-MO/MI: 18.00/21.00
DI: 17.30^{E/d/f}
- **Swisscom Männerabend: A WALK AMONG THE TOMBSTONES**
DI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **VERS LE SUD** [16/14 J]
FR: 16.15^{F/d}
- **LA NOTTE** [16/14 J]
FR: 18.30–SO: 15.15^{1/e}
- **ANGEL HEART** [16/14 J]
FR: 21.00^{E/d/f}
- **YOU ARE INVITED – 175 JAHRE BASLER KUNSTVEREIN**
SA: 14.00
- **STARDUST MEMORIES** [12/10 J]
SO: 13.30^{E/d}
- **LA CADUTA DEGLI DEI** [16/18 J]
SO: 17.30^{E/d/f}
- **IL DESERTO ROSSO** [16/14 J]
SO: 20.30^{1/e/d}
- **BLOW UP** [16/14 J]
MO: 18.30^{E1/d}
- **SOUS LE SABLE** [16/14 J]
MO: 21.00^{F/d}
- **DANCE ON SCREEN: EIN FILM- UND DISKUSSIONSABEND RUND UM BEWEGTE KÖRPER IN BEWEGTEN BILDERN**
MI: 19.00

- **IL PORTIERE DI NOTTE** [16/18 J]
MI: 21.00^{E/d/f}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **ANNA IN SWITZERLAND** [16/14 J]
15.00^D
- **WIE IN ALTEN ZEITEN – THE LOVE PUNCH** [8/6 J]
17.30^{E/d/f}
- **HIN UND WEG** [12/10 J]
20.00^D

FRICK

MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **DAS GRENZT AN LIEBE – AND SO IT GOES** [10/8 J]
FR-MO: 20.15^D
- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
SA/SO: 18.00^D
- **DIE BIENE MAJA – DER KINOFILM – 3D** [0/0 J]
SO: 14.00^D
- **NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J]
SO: 16.00^D

LIESTAL

ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
FR/MO-MI: 18.00^D
- **INTERSTELLAR** [12/10 J]
20.15^D
- **DIE BOXTROLLS – 3D** [6/4 J]
SA/SO: 13.15^D
- **DIE BOXTROLLS** [6/4 J]
MI: 13.30^D
- **TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES – 3D** [12/10 J]
SA/SO: 15.30^D
- **TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES** [12/10 J]
MI: 15.45^D
- **MAZE RUNNER – DIE AUERWÄHLTEN IM LABYRINTH** [12/10 J]
SA/SO: 17.45^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **THULETUVALU** [10/8 J]
18.00^{Ov/d/f}
- **LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J]
20.15^{D/Dialekt}
- **DARK STAR – HR GIGERS WELT** [16/14 J]
SO: 11.00^{Ov}
- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
SO: 15.30^{F/d}

SISSACH

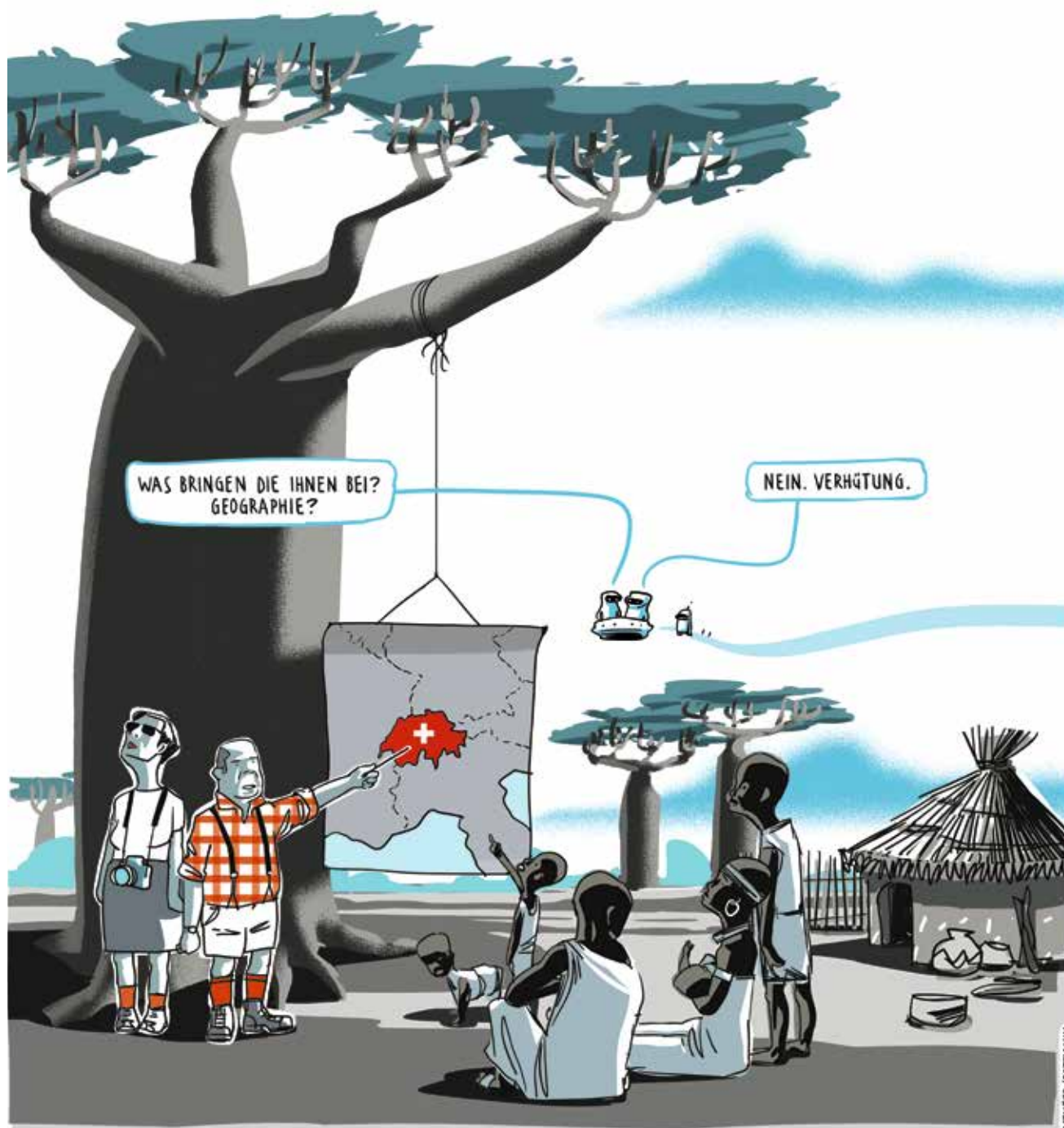
PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J]
FR-MO: 18.00^{D/Dialekt}
- **LE MERAVIGLIE** [8/6 J]
FR-MO: 20.30–DI/MI: 18.00^{1/d/f}
- **QUATSCH UND DIE NASENBÄR-BANDE** [6/4 J]
SA/SO/MI: 15.00^D
- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
DI/MI: 20.30^D



IN DIESER WOCHE: EGOPOP.



Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 45;
verbreitete Auflage:
23 846 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Brendan Bühler (Praktikant),
Yen Duong,
Daniel Faulhaber (Praktikant),

Karen N. Gerig, Simon Jäggi,
Christoph Kieslich,
Valentin Kimstedt, Marc Krebs,
Felix Michel (Praktikant),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentenz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Irene Schubiger, Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neumeditienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistenz), Tel. 061 561 61 50
Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben), 2 Jahre:
420 Franken (100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

Gutenbergs Erfindung war das Symbol der Neuzeit. In Webzeiten steht die Druckerpresse für Leserlichkeit.

Frisch ab Presse

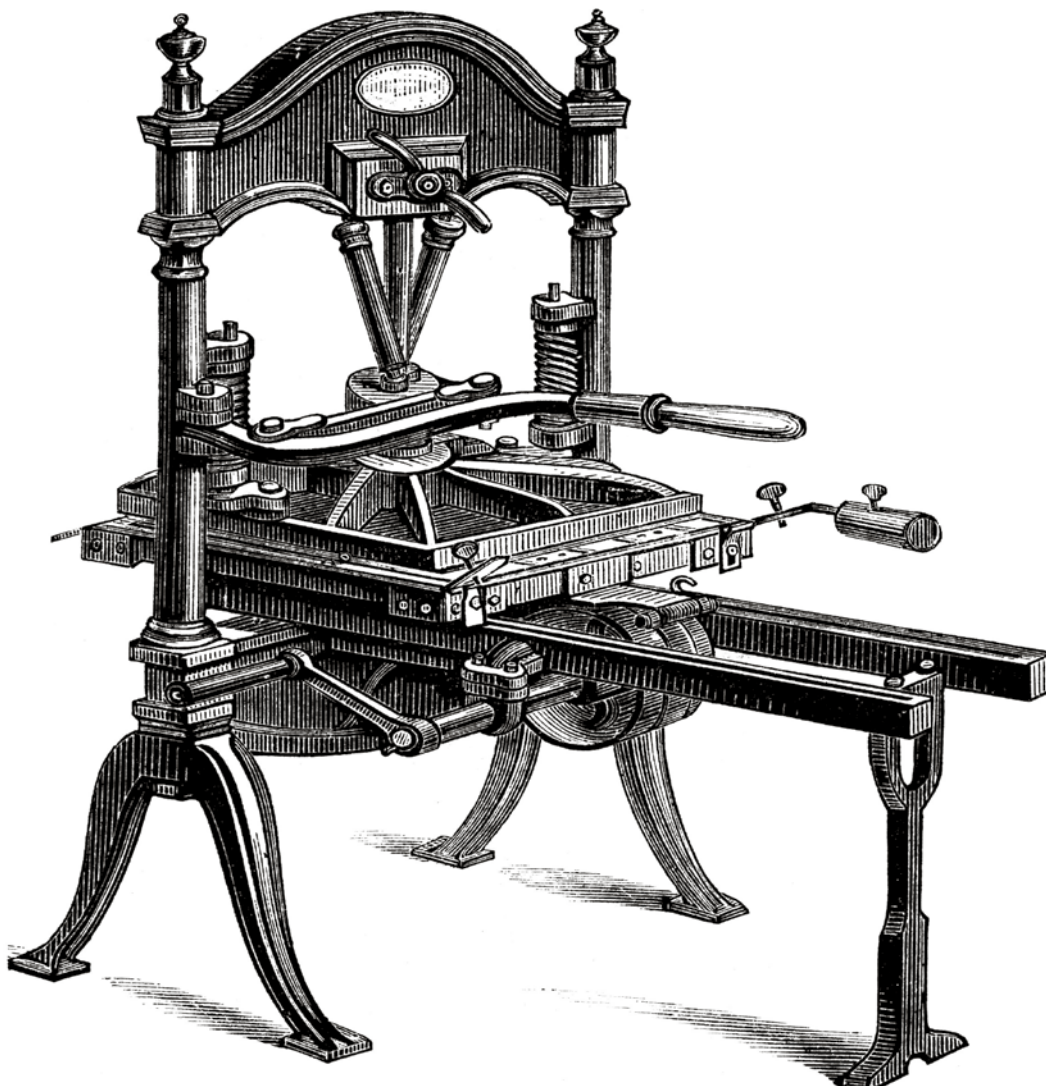
von Valentin Kimstedt

Die Druckerpresse hat den Ruf als wichtigste Erfindung des letzten Jahrtausends. Die Erfindung des Mainzer Goldschmieds Johannes Gutenberg ist ein Sinnbild für den Schritt vom Mittelalter in die Neuzeit. Zurzeit kommt zum Kult aber eine

ganz neue Facette hinzu – ähnlich wie beim Vinyl, mit dem immer mehr Fetischisten aus ihren Winkeln krabbeln und behaupten, nur hier sei der wahre Klang. Seit das wichtigste Medium der Verbreitung nicht mehr das Buch ist, sondern das Netz, sind die Typenbeklager auf dem Plan.

Handpresse aus dem Jahr 1883.

FOTO: BROCKHAUS CONVERSATIONS-LEXIKON



Zum Beispiel der Typographie-Experte Ralf Turttschi, der im September mit dem «Tages-Anzeiger» sprach. Die meisten Schriften, sagt er, die auf Bildschirmen verwendet werden, seien nach wie vor für das Papier entworfen. Aber weil sie auf dem Schirm in unterschiedlichen Grössen erscheinen, laufen die Buchstaben dort ineinander. Als im 18. Jahrhundert die Garamond entworfen wurde, hätten die Typographen den Abstand zwischen den Buchstaben für verschiedene Grössen noch extra skaliert! Und dann kommt Turttschi richtig in Fahrt. Vor allem, weil heutzutage jeder Amateur seine eigene Schrift entwerfen kann: «Was hier an sogenannten Neuerungen auf uns zukommt, ist grundlegend falsch, katastrophal in meinen Augen.»

Instrument des Umbruchs

Die Apokalypse der Schrift ist nah. Doch zum Spott darüber haben wir Gutenberg. Auch wenn das Blei im Druck seit den 1960ern zur Nische geworden ist. Ein Zürcher Germanist postete das Turttschi-Interview auf Facebook, ein Fachkollege antwortete: «Typographen haben meistens schlechte Laune, weil sie der Meinung sind, dass es seit Gutenbergs Tod mit der Typographie bergab geht.»

Zugegeben, der Blick auf alte Schrifttypen hat wenig damit zu tun, was Gutenbergs Presse ursprünglich zum Kultwerk machte. Bei ihrer Erfindung im Jahr 1440 ging es vor allem um Menge. Bald liessen sich mehrere Tausend Seiten am Tag drucken statt einiger Dutzend, wie mit älteren Techniken. Das kam gerade recht für die Umbrüche, die sich im ausgehenden 15. Jahrhundert anbahnten.

Eins zu null für Basel

Das symbolische Buch dafür ist die Bibel. Martin Luther übersetzte sie als Erster von einer Gelehrten- in eine Volkssprache, um den Klerikern die Deutungshoheit über die Schrift zu nehmen. Das Wort sollte jeden Einzelnen erreichen, so wie es ist. Ohne den Buchdruck hätte Luthers Anliegen das Vehikel gefehlt. Die erste Auflage seiner Übersetzung von 1522 umfasste 3000 Exemplare und war in kurzer Zeit vergriffen.

So viel zum Kult. Nur eins noch. Als Basler weiss man natürlich gern, dass hier die ersten Drucke der Schweiz angefertigt wurden, und zwar in den 1460er-Jahren von Berthold Ruppel, einem Schüler von Meister Gutenberg selbst. Auch wenn von Ruppel lediglich ein Nachschlagewerk aus den 1470ern erhalten ist. Die Zürcher folgten erst 1504 mit Christoph Froschauer. Eins zu null.

tageswoche.ch/+oqdiq

×

Böse Zungen behaupten, Bern sei die fade­ste Haupt­stadt der Welt: Zwei Tage rei­chen für den Gegenbeweis.

Tief entspannt nach Hause

von Naomi Gregoris

Kaum ein Schweizer, der noch nicht mit dem Image-Problem unserer Hauptstadt konfrontiert wurde. «Die Hauptstadt der Schweiz? Ganz klar Zürich. Oder?»

Die Begriffsstutzigkeit von Auswärtigen ist aber selten ein Problem. Die Zürcher freuts und die Berner – die sind viel zu un­aufgeregt, als dass sie etwas auf andere Meinungen geben würden.

Genauso entspannt kann man das Wo­chenende in Bern angehen: Wer nicht bei Freunden unterkommen kann, mietet sich auf Airbnb für zwei Nächte eine her­zige Wohnung im Breitsch und spart sich so anonyme Hotelzimmer und Frühstücks­buffet im Speisesaal.

Zu Bern gehört Bärner Musig und wer gerne hinhört, sollte sich für den Freitag­abend Mani Matter auf den iPod laden und mit dem Nünitram im Ohr und unter den Füssen nach Wabern fahren. Hier wartet für einmal nicht der Gurten (der sich aber als Alternativprogramm lohnt), sondern der «Freier Feier Freitag» der «Heitere Fahne – die Idealistenkiste». Die ehemalige Gurten­brauerei-Wirtschaft, die letzten Winter vom integrativen Kollektiv «Frei_Raum inklusive Kultur» vor dem Verlotter-Tod ge­rettet wurde, bietet Gaumenschmaus und hinreissende Konzerte, Lesungen oder Theaterstücke, bis tief in die Nacht hinein.

Brunchen bei «Zwöi feissi Meitli»

Den Samstagmorgen verbringt man hauptstadtgerecht mit Brunchen. Hierzu schlendert man zu «Zwöi feissi Meitli» von Stiller Has ins gleichnamige Kafi an der Herrengasse und stopft sich mit selbstge­backener Zöpfe oder Flammenkuchen in wunderbar wagemutigen Variationen (Gor­gonzola-Pflaume!) voll. Dazu erinnert man sich herrlich nostalgisch an «Mein Name ist Eugen» – denn der Eugen aus dem Buch wohnt direkt vis à vis, an der Herrengasse 9.

Danach flanirt man die alten Gassen hinunter und landet an der Rathausgasse 38, in Stefan Theilers zauberhafter Video­

apotheke: Der gebürtige Innerschweizer hat immer ein offenes Ohr für Liebeskum­mer, Stadtneurosen und Novemberblues und verschreibt heilkräftige Filme (Woody Allen gegen Herzscherz, Ingmar Berg­man gegen Einsamkeit).

Mattenenglisch-Test zwischendurch

Nach einem Kafi mit dem Apotheker unter der begrünten Laube vor dem Laden gehts von der Rathausgasse runter ins Mat­tequartier, wo man in schönstem Matten­englisch «Tunz mer e Ligu Lehm!» (Gib mir ein Stück Brot!) ruft und schaut, wer sich aus den kleinen Fenstern rausbeugt und reagiert. Danach weiter entlang der Aare, unter der Kirchenfeldbrücke durch, bis zum Oktogon, um den Rest des Nachmittags seelebau­mehnd im Berner Hammam zu verbringen.

Am Abend gehts in die Reithalle. Weil Bern und Reithalle, das muss einfach sein. Wer genug vom Sozi-Geplänkel hat, kann immer noch eine Tanznacht im Café Kairo auf der anderen Seite der Lorrainebrücke einlegen.

Der Sonntag wird jassend und brun­chend in der Brasserie Lorraine verbracht. Hier kann nach Herzenslust geschlemmt werden und der alte Holzkasten neben der Bar hat Futter für eine Armee von Spielwü­tigen parat. Wer sich danach noch bewegen kann, begibt sich mit einem Eistee aus dem Bahnhofs-Migros auf den Bundesplatz und schaut sich die spielenden Kinder, schrei­enden Demonstranten, stöckelnden Mis­sen oder workaholischen Politiker an – je nach Jahres- und Tageszeit.

Am Ende lässt sich tiefenentspannt wieder nach Hause fahren, das unver­krampfte Lebensgefühl der Berner hallt noch nach und man merkt: Trotz fehlen­dem Hauptstadt-Renommee ist Bern in sei­ner Ruhe eben doch vielleicht kosmopoliti­scher als so manch anderer Ort. Wie singen Patent Ochsnr so schön:

«Item, weme dänkt / Im Ändeffekt was söus / Weischwinimeine?»

tageswoche.ch/+ hs5hn



Stefan Theiler in seiner Videoapotheke.

FOTOS: NAOMI GREGORIS



Entspannen in der Brasserie Lorraine.

Luege

Schaufenster! Vom beliebten Caran­d'Ache-Schaufenster im Bahnhof, über die aufwendigen Loeb-Fenster (an Ostern mit echten Hasen), bis hin zu den liebevoll gestalteten Auslagen in der Altstadt – glitzernde Gewänder im Secondhandladen «Glanz und Gloria» oder Diabolos in allen Formen und Farben im «Drachenäscht».

Lose

Am Morgen mit Mani Matter durch die Altstadt flanieren, mittags mit Stiller Has in der Länggasse ein Sattler­brot essen, den Abend mit Trummer und Weisswein auf der Münsterplat­form einklingen lassen und in der Nacht mit «Artlu Bubble and the Dead Animal Gang» die Lorraine unsicher machen.

Loufe

Rauf zum Rosengarten, schnurstracks am Bärenpark vorbei.

Das Werbeplakat von Hans Bohrdt sollte in den 1910er-Jahren Stimmung machen für das deutsche Kaiserreich.

Flott für die Weltmeere

Der Passagierdampfer Cap Polonio kämpfte im Ersten Weltkrieg mit.



Die Hafenstadt Hamburg schloss sich 1815 als souveräner Staat dem Deutschen Bund an. Dabei hat sich Hamburg ein Sonderrecht ausbedungen: das Privileg des Freihandels.

Dieser Standortvorteil wurde zwar im Zuge der deutschen Einigung (1871) unter Otto von Bismarck infrage gestellt. Doch Hamburg als deutsche Stadt in das Reich zu integrieren schien von grösserem Belang. Deshalb wurde der Stadt der Bau eines zollfreien Hafengebiets zugestanden.

Um diesen Bau zu verwirklichen, musste ein ganzes Stadtviertel umgesiedelt werden. Die von langer Hand geplanten Veränderungen im Hafen sowie die Umstellung der Schifffahrt von Segler auf Dampfer liessen schliesslich die hamburgischen Werften im frühen 20. Jahrhundert mit den grössten der Welt konkurrieren.

Zu langsam für den Krieg

Das hier gezeigte Reklameplakat der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft (HSDG) wurde von Hans Bohrdt gemalt. Es zeigt den Passagierdampfer Cap Polonio vor dem Zuckerhut in Rio de Janeiro. Die «Cap Polonio» wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg von der Reederei Blohm & Voss in Hamburg erbaut und sollte das Flaggschiff der HSDG werden.

Der Erste Weltkrieg verhinderte aber den beabsichtigten Einsatz: Für kurze Zeit wurde der Schnelldampfer von den Mittelmächten im Krieg verwendet, jedoch für zu langsam befunden und ausser Dienst gesetzt. Im Jahre 1919 wurde das Schiff als Reparationszahlung an England abgegeben und konnte von der HSDG erst 1921 wieder erworben werden. Zu ihrer Jungfernfahrt als Passagierschiff lief sie am 16. Februar 1922 von Hamburg aus, mit Ziel La Plata.

Propaganda mit deutscher Technik

Das Plakat ist auch als Propaganda zu betrachten. Hans Bohrdt war ein Marinemaler, der sich stark mit dem Kaiserreich identifizierte. Sein Bild setzt die deutsche Technik und ihre durchdringende Kraft in Szene – eine Thematik, die vor dem Ersten Weltkrieg gängig war. Das ist ein Hinweis darauf, dass das Plakat in den 1910er-Jahren entstanden ist. Ein weiteres Indiz dafür ist, dass Passagierdampfer zu dieser Zeit vornehmlich Migranten und Reisende transportierten. In den goldigen Zwanzigern hingegen waren Vergnügungs- und Kreuzfahrten beliebt. Schiffe der HSDG zählten da zu den luxuriösesten Schiffen.

Bis heute existieren Folgegesellschaften norddeutscher Reedereien. Das Kerngeschäft hat sich allerdings verändert. Zwar nahm die Hamburg Süd den Passagiertransport nach dem Zweiten Weltkrieg wieder auf, spezialisierte sich ab den 1970er-Jahren aber auf die Container-Schifffahrt. Man sieht ihre Container auch im Basler Hafen und auf Schweizer Schienen.

tageswoche.ch/+s87v8

×

My name is Bon.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbond zum Erleben.

proinnerstadt.ch



ANZEIGE

MACHEN SIE ETWAS FÜR DIE UMWELT. WECHSELN SIE ZU EINEM VERBRAUCHSARMEN RENAULT. JETZT MIND. FR. 2 500.– FÜR IHR 8 JAHRE ALTES AUTO.



AB 3,6 L/100 KM¹



100% ELEKTRISCH



AB 3,4 L/100 KM²

CHALLENGE YOUR PERFORMANCE
**DEALER
OF THE YEAR**
2013
2012
2011

Wir zahlen Ihnen Fr. 2 500.–³ oder mehr für Ihr mindestens 8 Jahre altes Auto, wenn Sie es jetzt gegen einen Neuwagen von Renault eintauschen. Dabei profitieren nicht nur Sie, sondern auch die Umwelt. Wechseln Sie jetzt zu Renault – es lohnt sich.



Basel: Garage Keigel, 061 565 11 11 – **Basel:** Madörin + Pellmont AG, Gotthelf-Garage, 061 308 90 40 – **Bubendorf:** Auto Recher AG, 061 951 22 66 – **Füllinsdorf:** Garage Keigel, 061 565 12 20 – **Itingen:** Ritter Automobile AG, 061 971 60 60 – **Muttenz:** Garage Stocker, 061 461 09 11 – **Nunningen:** Garage Erich Hänggi, 061 791 09 11 – **Oberwil:** Garage Keigel, 061 565 12 14 – **Ormingen:** Garage Ernst Buser AG, 061 985 87 87 – **Reinach:** Birseck Garage, 061 711 15 45 – **Sissach:** Hediger Automobile AG, 061 971 29 10 – **Zwingen:** Garage Keigel, 061 565 12 22

¹Captur ENERGY dCi 90 Stop & Start, 3,6 l/100 km (Benzinäquivalent 4,0 l/100 km), 95 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie A. ²Clio ENERGY dCi 90 Stop & Start, 3,4 l/100 km (Benzinäquivalent 3,8 l/100 km), 90 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie A. ³Die CO₂-Eintauschprämie von Fr. 2 500.– (zusätzlich zum Eintauschwert) gilt beim Tausch eines mindestens 8 Jahre alten Personenwagens gegen ein neues Renault Modell. Abgebildete Modelle (inkl. Optionen): Captur ENERGY Tce 90, 4,9 l/100 km, 113 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie C, Katalogpreis Fr. 24 350.– abzüglich eco Champion-Prämie Fr. 2 000.–, abzüglich CO₂-Eintauschprämie Fr. 2 500.– = Fr. 19 850.–, ZOE Life, Energieverbrauch 16,3 kWh/100 km (Benzinäquivalent 1,8 l/100 km), 0 g CO₂/km, CO₂-Emissionen aus der Stromproduktion 18 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Katalogpreis Fr. 23 950.– abzüglich eco Champion-Prämie Fr. 1 000.–, abzüglich CO₂-Eintauschprämie Fr. 2 500.– = Fr. 20 450.–, Clio R.S. 200 EDC, 6,3 l/100 km, 144 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie E, Katalogpreis Fr. 31 700.– abzüglich eco Champion-Prämie Fr. 4 000.–, abzüglich CO₂-Eintauschprämie Fr. 2 500.– = Fr. 25 200.–. Durchschnittliche CO₂-Emissionen aller in der Schweiz verkauften Neuwagen 148 g/km. Angebote gültig für Privatkunden auf Personenwagen (ausser Twizy) bei Vertragsabschluss bis 31.12.2014.